DER MARIENBOTE

URCH MARIA ZU JESUS

September 1955



Herders Hauskalender fuer 1956

Im Herbst dieses Jahres erscheint Herders Hauskalender für 1956, der diesmal unter dem Motto steht: „Einmal muß Stille sein“. Der Kalender bringt, wie im Vorjahr, wiederum für jeden etwas und hat neben seinen Regeln für den Farmer und Gärtner, Geschichten aus dem Leben, die jung und alt ansprechen. Auch an die Hausfrau ist gedacht, denn der Kalender bringt Anregungen für die schöne Gestaltung des Heimes und fachmännische Ratschläge für die Blumenpflege, Gemüsebau und Beerenkultur. Was den Kalender für unsere Leser sehr wertvoll macht ist, daß er im deutschen Satz gedruckt ist, was vor allem unsere älteren Leser sehr begrüßen werden. Um jedoch Verzögerungen beim Versand, die sich im letzten Jahre einstellten, zu verhindern, so bitten wir unsere Leser, uns jetzt schon mitteilen zu wollen, ob sie einen Kalender haben möchten. Wir werden dann den Namen vormerken und die Kalender werden sofort nach dem Eintreffen an die Leser versandt. Der genaue Preis liegt noch nicht fest, liegt aber zwischen 75¢ und $1.00. Schreiben Sie noch heute und bestellen Sie sich Herders Hauskalender für das Jahr 1956 von The Marian Bookshop.

Pauluskalender - Abreiskalender fuer das Jahr 1956

Seit Jahren schon gibt der Paulus Verlag einen sehr feinen Abreiskalender heraus, der sich im ganzen deutschen Sprachgebiet einer steigenden Beachtung und Nachfrage erfeut. Der Kalender wird nicht nur von Laien um seiner religiösen Texte, die er täglich bietet, die aus Werken katholischer Literatur von den Kirchenvätern an bis zur Gegenwart entnommen sind, hochgeschätzt. Wer in der Hetze des heutigen Lebens nicht mehr zum Lesen kommt, findet doch stets Zeit, sich die Tagesgedanken des Kalenders zu Gemüte zu führen und zur Seele sprechen zu lassen. Denn das ist das Schöne an diesem Kalender, daß er einem jeden Tag zu Augenblicken der Besinnung verhilft. Ein guter Gedanke, den man durch den ganzen Tag tragen oder abends in den Schlaf hineinnehmen kann, ist viel wert! Die Anschaffung dieses Kalender bringt Ihnen bestimmt Freude und Segen und wir können aus eigener Erfahrung nur bestätigen, daß es sich lohnt, diesen Kalender anzuschaffen. Der Preis beträgt nur $1. Schreiben sie noch heute an uns und bestellen Sie sich den Pauluskalender für das Jahr 1956.

Bücherbesprechungen

Morus Verlag, Berlin, Germany

Prof. Ludwig Hertling, S.J. "Geschichte der katholischen Kirche in den Vereinigten Staaten" $4.00

Aus bescheidenen, ja kümmerlichen Anfängen ist in weniger als zwei Jahrhunderten im Gebiet der Vereinigten Staaten von Nordamerika eine katholische Christenheit entstanden, die an Zahl und Qualität jeden Vergleich aushalten kann. Leider geschieht es nur zu oft in Artikeln und Büchern, die aus deutscher Schau geschrieben werden, dass man diesem jungen amerikanischen Katholizismus nicht gerecht wird. Dem Verfasser dieses Buches ist es aber gelungen diese Klippe zu vermeiden und das Buch kann als einzigartig betrachtet werden. Vor allem lässt er die Wechselbeziehungen zwischen Amerika und Europa zur Geltung kommen. Wenn das Buch auch in erster Linie für europäische Leser geschrieben ist so wird doch gern der Katholik der neuen Welt es zur Hand nehmen und lesen, denn auch er wird dann sehen, was man hier hat und drüben vermisst und umgekehrt.

Hier eine Auswahl unserer Bücher, die wir noch auf Lager haben:

Die Hl. Schrift des Alten und Neuen Testamentes in einem Band, neueste Übersetzung $6.50

Das Neue Testament, Taschenausgabe 75¢

Schott, das ideale Meßbuch für alle Tage des Jahres $3.00

Im Herrn — ein persönliches Gebetbuch im deutschen Satz, das besonders gern von unseren Lesern benutzt wird $2.75

Ein Opfer des Beichtgeheimnisses, unser monatlicher Roman in Buchform $2.50

Der verlorene Sohn – Roman aus den Bergen $2.00

Das praktische Kochbuch, der Ratgeber einer jeden Hausfrau $3.00

Geschichte einer Familie, das Leben der Familie der hl. Theresia vom Kinde Jesu 75¢

Bestellen Sie noch heute von : **Marian Bookshop Battleford-Sask.**

Der Marienbote



Monatsschrift für die katholische Familie. Herausgegeben von den Oblatenpatres zu Battleford. Adresse: „The Marian Press" Box 249, Battleford, Sask., Canada Preis: $2.00 jährlich.

A monthly magazine for the Catholic family. Published by the Oblate Fathers at The Marian Press — Box 249 Battleford, Sask., Canada. — Price: $2.00 a year. Authorized as second class mail, Post Office Dept., Ottawa.

Schriftleiter — Heinrich Krawitz O.M.I. — Editor

23. Jahrgang | September 1955, Battleford, Sask. | No. 11

Dies und Das

„Tritt in meine Fußtapfen" Es ging einmal St. Heinrich, der große Kaiser Deutschlands, durch einen tiefverschneiten Wald. Ächzend und murrend folgte ihm sein Diener durch den fast kniehohen Schnee.

„Tritt in meine Fußtapfen", wandte sich St. Heinrich seinem Diener zu, „das wird dir wohltun!"

Es tut immer wohl, den Fußspuren der Heiligen zu folgen. Ihr Wandeln geht den Fußspuren Christi nach und endet immer hoch oben auf dem Ölberg der Himmelfahrt Jesu.

Jedes Jahrhundert und jedes Volk hat seine Heiligen, und jeder Stand ist unter den Freunden Gottes vertreten. Päpste gibt es dort und Kaiser und Könige. Ärzte, Richter, Mütter Bauern, Knechte und Bettler. Ja selbst rauhe Sünder, denen es wahrhaftig nicht leicht war, Christi Sanftmut, Christi Ehrlichkeit, Frömmigkeit, Abtötung, Menschen- und Gottesliebe in sich zu formen.

Von allen Heiligen zu erzählen ist einfach unmöglich. Wir kennen ja nicht einmal alle ihre Namen. Nur Gott weiß, wie viele Er hat und was ihre Namen sind. Nehmen wir aber nur einmal die Heiligen des Kirchenkalenders für den Monat September. Wen wir da nicht alles treffen, und wer uns da nicht alles einladet, zu folgen den Fußtapfen des Meisters! Wir sehen Maria, die Mutter des Herrn, an die Gott schon im Urevangelium gedacht. Wir treffen auf St. Michael, den großen Erzengel, der bereits vor Adam und Eva Gott schauen durfte. Wir begegnen großen und auch ganz demütigen Heiligen des ersten, des zweiten des dritten Jahrhunderts bis hinauf zum Jahre 1914.

1. Sept.: St. Ägidius, ein Grieche, der im siebten Jahrhundert als Einsiedler in Frankreich gelebt. Die Franzosen nennen ihn St. Gilles. Die Kölner, die auch gerne einmal französisch sprechen, so gut wie sie es halt können, sagen St. Schill oder St. Schääl und lassen viele ihrer Söhne auf diesen Namen taufen. Die großen deutschen Städte Nürnberg und Osnabrück verehren ihn als ihren besonderen Schutzherrn. Dem Volke gilt St. Ägidius oder St. Schääl als einer der Vierzehn Heiligen Nothelfer. Zu ihm beten die Hirten, die Viehhändler und die Bettler. Auch gegen Aussatz, Pest und Krebs und in Gewissenängsten ruft man an St. Schääl

2. Sept.: St. Stefan, König von Ungarn im 11. Jahrhundert, Schwager des heiligen Kaisers Heinrich II. von Deutschland. Die selige Gisela, St. Stefans Frau, war gleich St. Heinrich, Kind eines nicht ganz heiligen Mannes. Ihr Vater, der Herzog zu Abbach bei Regensburg, wurde „Heinrich der Zänker" genannt.

Ein lieblicher Tag ist der 3. September. Seit 1801 feiert man an diesem Tage das Fest „Maria, Mutter des Guten Hirten." Und die Gläubigen beten: „Mutter des Guten Hirten, führe dem himmlischen Hirten unsere verirrten Brüder und Schwestern wieder zu!" Papst Pius IX. liebte dieses Marienfest ganz besonders.

Am 3. September feiert die Kirche auch das Fest St. Pius X., das Fest des lieben heiligen Papstes unserer Tage.

4. Sept.: St. Ida von Hertzfeld in Sachsen, christliche Hausfrau und Mutter. 5. Sept.: St. Laurentius Justiniani (1381–1455) wohl der größte Vorgänger des hl. Pius X. auf dem erzbischöflichem Thron der Patriarchen von Venedig. Gleich St. Pius X. verteilte auch St. Laurentius nicht nur Nahrung und Kleidungsstücke, sondern auch Möbel und Schmucksachen des erzbischöflichen Palastes unter die Armen der Stadt Venedig.

6. Sept.: St. Magnus, auch St. Magnold, St. Maginold oder St. Malnold genannt. Ein echter Schwabe war dieser Heilige, von dem die Geschichte schöne Schwabengeschichten erzählt. So manchem wilden Wolf und Bären, die ihn und seine Begleiter, den frommen Bruder Theodor und den Priester Tozzo, in den Urwäldern des Allgäus in Süddeutschland angegriffen, soll er den Garaus gemacht haben. Sein wackerster Kampf galt jedoch der „alten Schlange" in den Herzen der Allgäuer. St. Magnus lebte im 8. Jahrhundet und wird als Apostel der Allgäuer verehrt.

Der 7. Sept. ist festfrei. Dafür feiert die Kirche jedoch am 8. September umsomehr. Denn dieser 8. Sept. ist der Geburtstag der Mutter unseres Herrn Jesus Christus. Im 8. Jahrhundert feierte die Ostkirche bereits „Mariä Geburt." Seit dem 11. Jahrhundert hält die ganze Christenheit diesen Tag als „Marias Geburtstag."

9. Sept.: St. Gorgonius, ein hoher römischer Staatsbeamter am Hofe Kaisers Diokletian (3. Jahrh.). Er starb als Martyrer für Christus. Am 9. September feiern wir auch St. Korbian (670–725), Bischof von Freising. Ein Heiliger, mit dem weder Könige noch Diebe zu spassen wagten. Diebe ließ er ordentlich durchprügeln, und nachher ein noch besseres Schmerzensgeld geben. Als der Fürst von Bayern von St. Korbian gesegnetes Brot den Hunden vorzuwerfen wagte, packte St. Korbian mit starken Fäusten die Festtafel und riß sie um mit den Worten: „Zum letzten Male hab ich in einem Hause zu Tisch gesessen, wo man geweihtes Brot den Hunden vorwirft!"

Auch St. Peter Claver, spanischer Jesuit des 17. Jahrhunderts, wird am 9. September gefeiert. Bis zur Erschöpfung arbeitete dieser Heilige für Negersklaven. Ihm wurde die bekannte Petrus-Claver-Sodalität zur Unterstützung der Negermission und zum Loskauf von Sklaven geweiht. Gegründet wurde diese fromme Sodalität im Jahre 1894 von der hochherzigen Gräfin Maria Theresia Ledochowska.

10. Sept.: St. Nikolaus von Tolentino, der im Jahre 1279 die hl. Priesterweihe empfing und bis 1336 als seeleneifrigster Priester in Italien wirken konnte.

11. Sept.: Der selige Johannes Gabriel Perboyre, ein französischer Lazaristen-Missionar. Er starb am 11. September 1840 eines grauenhaften Martyrertodes in China.

12. Sept.: Marias Namensfest, gefeiert in der kleinen Diozöse Cuenca, Italien, seit 1513. Die allgemeine Christenheit feiert dieses schöne Fest seit dem Jahre 1683. Am 12. September 1683 kämpften christliche Heere im Namen Mariens bei Wien gegen die Türken – und siegten. Seit jenem Tage wird das Fest „Mariä Namen" so wie auch der Tag „Maria vom Siege" von der ganzen Christenheit gefeiert.

13. Sept.: St. Notburga, eine fromme Bauernmagd aus Tirol, die um das Jahr 1300 gelebt.

14. Sept.: Fest der Kreuzerhöhung. 300 Jahre nach der Auffindung des wahren Kreuzes Christi wurde das heilige Kreuz vom Perserkönig Chorone geraubt. Die ganze Christenheit erhob sich daraufhin gegen die Perser, und gewannen das Kreuz Christi zurück. Im Jahre 629 wurde das heilige Kreuz in Jerusalem wieder aufgestellt.

15. Sept.: Der Gedanke an Christi Kreuz lenkt der Christen Sinnen und Lieben auf jene zu, die in Schmerzen unter dem Kreuze stand. Am 15. September feiern wir das Fest der Sieben Schmerzen Mariens. Seit 1668 ist dieses Fest bekannt. Papst Pius VII. machte es zum Andenken an seine glückliche Befreiung aus der Gefangenschaft, in der Napoleon ihn gehalten, im Jahre 1814 zum Fest für die ganze Kirche.

16. Sept.: St. Cäcilius Cyprian, Martyrer und berühmter Kirchenschriftsteller und Gelehrter aus dem 3. Jahrhundert. Auch St. Kornelius wird an diesem Tage gefeiert. St. Kornelius war Offizier im römischen Heere. Er starb im 3. Jahrhundert den Martyrertod.

17. Sept.: An diesem Tage gedenken wir wieder einer deutschen Heiligen der großen Äbtissin von Ruppertsberg, St. Hildegard (12. Jahrh.) Hochbegnadet war sie und hochgelehrt. Bei ihr galt beides, das Beten und das Arbeiten. Immer wieder sagte sie: „Faul in der Arbeit und fleißig im Beten ist Orgelspiel ohne Bälgetreten!"

18. Sept.: St. Joseph von Cupertino, ein Schusterlehrling, dem sein Meister sehr oft den Hosenboden versohlte, weil er sehr wild, ja manchmal außer Rand und Band war. Er bekehrte sich zu einem guten Leben und wollte Mönch werden. Kein Orden nahm ihn auf. So wurde er ganz einfach Priester – und ein Heiliger. Er starb im Jahre 1663.

19. Sept.: St. Januarius, ein hl. italienischer Bischof. Sein Blut wird in Neapel aufbewahrt. Es ist vertrocknet und hart. Nähert man sich jedoch

mit diesem Blute dem Reliquienschrein, so braust das Blut auf. Heute noch wird dieses Wunder des St. Januariusblutes in Neapel fromm bestaunt.

20. Sept.: St. Eustachius, römischer Offizier des 2. Jahrhunderts, später ganz einfacher Knecht bei einem ägyptischen Bauern.

21. Sept.: St. Matthäus, Apostel und Evangelist. An ihm geschah, was das alte christliche Sprichwort sagt: „Fürchte Jesus, wenn Er vorübergeht!" Matthäus war Zöllner. Er sah Jesus vorübergehen und folgte ihm nach. St. Matthäus hinterließ uns das erste Evangelium unserer Heiligen Bibel.

22. Sept.: St. Thomas von Villanova, Italien. Ein frommer Augustinermönch und später Erzbischof von Valencia. Am 8. September 1555, am Tage Maria Geburt, schlief er in seinem erzbischöflichen Palast auf nacktem Boden. Er hatte nämlich nun auch sein Bett an Arme verschenkt. Auch St. Mauritius, ein Schweizen Martyrer des 3. Jahrhunderts, wird an diesem Tage gefeiert.

23. Sept.: St. Linus, der zweite Papst der heiligen Kirche.

Am 23. Sept. ist auch das Fest der hl. Thekla aus Kleinasien. Sie starb zur Frühzeit des Christentums eines Martyrertodes.

Der 24. September ist wieder ein Marientag: Maria von der Erlösung der Gefangenen. Der im 12. Jahrhundert lebende heilige Petrus Nolaskus stellte seine Bemühungen um die Befreiung der von den Sarazenen gefangengehaltenen Christen ganz unter den Schutz und Schirm Mariens. Im Jahre 1615 wurde das heutige Fest vom Papst bestätigt. Auch St. Gerhard, Bischof und Martyrer des Ungarlandes (11. Jahrhundert) wird heute gefeiert.

25. Sept.: St. Maternus von Köln, Bischof und Martyrer des 4. Jahrhunderts.

26. Sept. Die kanadischen Jesuitenmartyrer (17. Jahrh.) und die hl. Cyprian und Justina aus Antiochian, Kleinasien.

27. Sept.: Die hl. Ärzte St. Kosmas und St. Damian, aus Arabien. Ihre Gebeine werden in der St. Michaelskirche zu München aufbewahrt.

28. Sept.: St. Wenzel, König von Böhmen (10. Jahrhundert). Auch St. Lioba, Äbtissin von Tauberbischofsheim in Deutschland. So groß war „Frau Lioba" in ihrer Liebe zu Gott und Mitmenschen, daß die Leute in Deutschland heute noch von ihr sagen: „Sie schläft, aber ihr Herz wacht!"

29. Sept.: Der heilige Erzengel Michael, Schutzpatron der Deutschen. Zu ihm beten wir nach jeder hl. Stillmesse „Heiliger Erzengel Michael, steh uns bei im Kampfe. Sei unser Schutz gegen die Bosheit und die Nachstellungen des Teufels. Wir beten flehentlich, Gott möge Seine Macht gegen ihn zeigen, und du, Fürst der himmlischen Heerscharen, stoße Satan und die übrigen bösen Geister mit der dir verliehenen Kraft Gottes in die Hölle zurück!"

30. Sept.: St. Hieronymus aus Stridon im Balkan, hart an Ungarns Grenzen. Einer der größten Gelehrten der heiligen Kirche ist dieser Mann. Fein in der Liebe, rauh in der Sprache, tief und weit im heiligen Denken war er. Ihm verdanken wir eine der wichtigsten Übersetzungen der Heiligen Bibel.

Das sind so ein paar der Septemberheiligen. Hoch und niedrig, Gelehrte und Ungelehrte — jeder kann unter ihnen einen finden, der in sein Leben hineinpaßt, als Beispiel und zum Ansporn in unserer frommen Nachfolge Christi. Mögen sie uns helfen, die Heiligen Gottes, zu wachsen in der Liebe zu Jesus Christus und zu allen von Christus erlösten Menschen. — Der Schriftleiter

Das Geheimnis christlicher Innerlichkeit

Gott ist die Mitte unserer Seele — vorausgesetzt, daß wir im Zustand der Gnade, d. h. der Liebe Gottes sind. Wenn wir die Augen unseres Glaubens nach innen öffnen, entdecken wir in uns das Wunder aller Wunder der Schöpfung: Gott, der Herrliche, Liebende, wohnt persönlich in mir selbst!

Ich bin nicht mehr bloß ich selbst. Mein Innerstes ist erhellt vom Licht Christi, überkleidet von seiner Schönheit, die meine Blöße bekleidet und meine Armut reich macht.

Wer hat das zustande gebracht? Seine Liebe hat das getan durch sein kostbares Blut. Und so bin ich ein Kind der Liebe seines Vaters, der auch mein Vater geworden ist, und der mich umpfängt in seinem Heiligen Geist.

Da drinnen sein, sich lieben lassen und wieder lieben und in dieser Liebe wachsen, das ist das Geheimnis christlicher Innerlichkeit.

Walter Mugglin

Die Schlacht auf dem Lechfelde 955

von P. Prof. Dr. Johann Kraus SVD, St. Gabriel - Wien

Am 10. August 1955 waren es genau 1000 Jahre seit der berühmten Schlacht auf dem Lechfelde bei Augsburg. Im Ufergelände des Lechflusses fiel damals eine europäische Entscheidung, die bis heute wirksam geblieben ist. An jenem heißen Tage machte der deutsche König Otto I., der spätere Kaiser Otto der Große, den Invasionen der heidnischen Magyaren ein Ende und zwang sie zur Seßhaftigkeit im heutigen Ungarn.

Die Magyaren — so heißen sie sich selbst — oder Ungarn — so nannte man sie bei ihren slawischen und germanischen Nachbarn — tauchen erst im 9. Jahrhundert in der Geschichte Europas auf. Sie sind den älteren europäischen Völkern weder dem Blute noch der Sprache nach verwandt; ihre Heimat ist in den Grenzgebieten zwischen den westsibirischen Urwäldern und der osteuropäischen Steppe zu suchen. Von den Wogen der innerasiatischen Völkerwanderung weiter westwärts getrieben, ließen sie sich vorübergehend am Ostufer des Schwarzen Meeres nieder, streiften aber auch mit flinken Rossen in die Ebenen des Dnieper und Don und in das Mündungsgebiet der Donau. Bleiben wollten sie dort nicht, weil sie sich in dem offenen Gelände nicht gesichert fühlten. So strebten sie weiter nach Westen. Ihre bisher getrennten sieben Stämme wählten einen einzigen Führer, Arpad mit Namen, der nach der Tradition in weiblicher Linie von dem Hunnenkönig Attila abstammen soll. Im Jahre 895 durchbrach Arpard mit seiner Gefolgschaft, insgesamt eine halbe Million, die Karpathenkette. Schon im folgenden Jahre hat die Erscheinung der bisher wenig bekannten Nomaden die christliche Bevölkerung Europas in Schrecken versetzt. Sie hatten sich schon 862 unliebsam an den Grenzen des Abendlandes gezeigt und 881 bei Wien ein Gefecht geliefert. Alle Chronisten der Zeit greifen bald den einen, bald den anderen Brokken vom Hörensagen heraus, was ihnen über die Ungarn zugetragen wurde; aber alle stimmen überein, wenn sie die Ungarn kennzeichnen als beutegierige Räuber und als unübertreffliche Reiter. Sie waren eben Nomaden, die nicht von Ackerbau, sondern von Viehzucht lebten; was sie darüber hinaus brauchten oder für nötig hielten, holten sie sich mit Gewalt bei seßhaften Bauernvölkern.

Wie der Wirbelwind brausten sie auf ihren kleinen Rossen dahin und bewältigten riesige Strecken. Über das heutige Österreich hinweg bis nach Bayern, Schwaben und Sachsen stürmten ihre Trupps, rafften zusammen was sie konnten, setzten den roten Hahn aufs Dach der ausgeplünderten Siedlungen und stoben ungreifbar wieder davon. Bis nach Bremen preschten sie an die Nordseeküste vor, über den Rhein wagten sie sich nach Burgund und Frankreich bis zum Golf von Biscaya und sogar bis über die Pyrenäen, und nach Italien bis Monte Cassino und Capua.

Die verwegenen Räuber waren aber auch berühmt und gefürchtet als kühne Krieger. Gelegentlich wurden sie sogar von untereinander verfeindeten Fürsten herbeigerufen und ihre Stoßkraft auf den Gegner losgelassen. Am 5. Juli 907 vernichteten die Ungarn bei Preßburg den bayrischen Heerbann; dabei verloren der Markgraf Luitpold, der Erzbischof Theotmar von Salzburg und zwei weitere Bischöfe das Leben. Seither wiederholten sich fast Jahr für Jahr die Beutezüge nach dem Westen. Bis zur Enns verödete das seit 200 Jahren von Bayern bestellte Land. Die alten Klöster St. Pölten und Kremsmünster mußten zeitweilig geräumt werden; St. Florian, Mondsee, Michaelbeuren und andere Heiligtümer gingen in Flammen auf.

Selbstverständlich rührte sich auch die Abwehr. Man hatte längst eingesehen, daß die Bewohner des flachen Landes den ungebetenen Gästen aus der Pußta hilflos ausgeliefert waren. So begann der deutsche König Heinrich der I. „Städte" anzulegen d.h. Fluchtburgen, oder befestigte Siedlungen, die bei drohender Gefahr das Bauernvolk ihres Umkreises samt ihrem Vieh für einige Zeit bergen konnten. Die Ungarn waren auf Festungskrieg nicht eingestellt, wenn sie auch gelegentlich eine Burg überfielen und eroberten. Aber die langweilige Belagerung und Berennung einer Stadt paßte ihnen nicht ins Handwerk. Das freie Feld mit Bewegungskampf und Reiterschlachten war ihr Element. Sie pflegten ihren Angriff blitzschnell vorzutragen und plötzlich abzubrechen, um durch geschickt getarnte Flucht den Gegner zur Verfolgung und damit zur Auflösung seiner geschlossenen Formationen zu verleiten; im rechten Augenblick machten sie kehrt und überrannten die Ahnungslosen in donnerndem Galopp.

Im Jahre 933 brachte König Heinrich den Ungarn an der Unstrut eine Niederlage bei. Aber ihre Hauptmacht konnte wieder entwischen. Kräftige Gegenstöße nach Osten führten gleichfalls nur zu Augenblickserfolgen ohne Dauerwirkung.

König Heinrichs Sohn Otto I. (936–973)

setzte nun alles daran, mit den Ungarn abzurechnen. Lange Jahre hatte er mit Auflehnung im Inneren und mit Unruhen der slawischen Grenzvölker zu tun. Er meisterte alle Widerstände und festigte seine Stellung. Aber die härteste und gerade angesichts des ungarischen Druckes gefährlichste Krise erhob sich wider ihn aus dem engsten Familienkreise. Denn als König Otto nach dem Tode seiner ersten Gemahlin sich zum zweiten Male verheiratete, fürchteten Sohn und Tochter aus der ersten Ehe von den jüngeren Stiefgeschwistern benachteiligt zu werden. Verschiedene Ränke von dritter Seite spielten mit hinein und führten schließlich zu einer Verschwörung des Königssohnes Luitpold und des Schwiegersohnes Konrad gegen den König. Beide nahmen Fühlung mit den Ungarn.

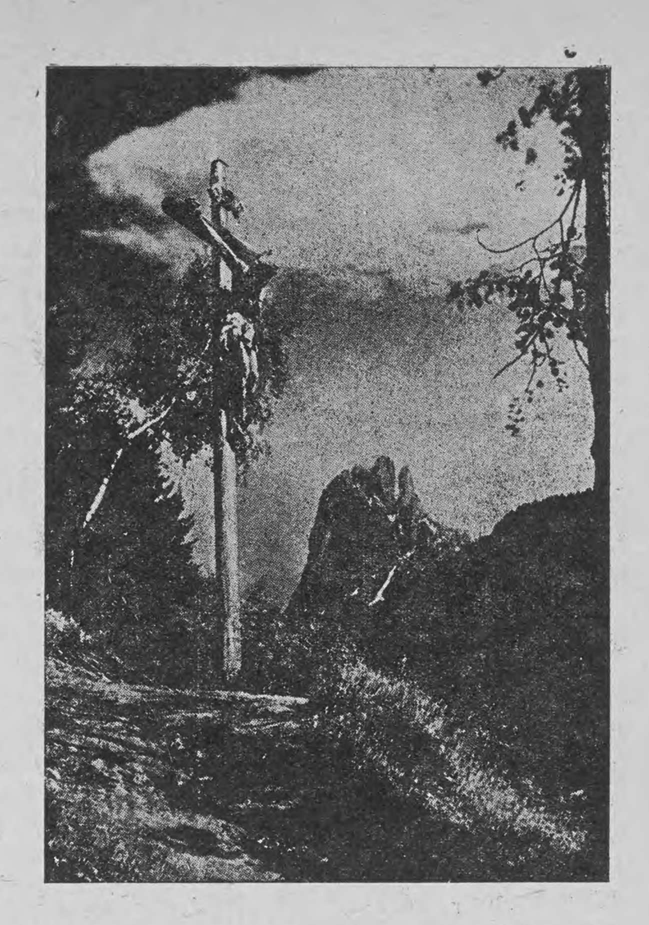
Konnte nun die Pußta sich besseren Wind für ihr Feuer wünschen als Zwietracht im deutschen Königshause? Im Jahre 953 und 954 vollführten sie fast ungehindert die gewohnten Beutezüge. Für 955 planten sie einen entscheidenden Schlag. Mit einem bisher größten Aufgebot aller Kräfte rüstete der Horka (Führer) Bulcsu zu einem Stoß ins Herz Europas. Ohne nennenswerte Gegenwehr stürmte er donauaufwärts und stand am 7. August vor Augsburg.

Die Stadt war den Ungarn aus mehreren Gründen wichtig. Uralte Heerstraßen kreuzten sich hier aus allen Richtungen; daher beherrschte Augsburg den Übergang von Bayern nach Schwaben. Außerdem galt die Stadt als reicher Handelsplatz, wo es an Beute nicht fehlen konnte.

Zweierlei aber war den Söhnen der Steppe bei ihrer wilden Jagd nach dem Westen entgangen; erstens, daß Augsburg trotz unlängst überstandenen Kämpfen durch seinen Bischof Ulrich zu einer beachtenswerten Festung ausgebaut worden war, und zweitens, daß derselbe Ulrich mit seinem Freund Bischof Hartberg von Chur den Familienzwist im Königshause glücklich geschlichtet hatte. So gewann König Otto seine Gegner zu Verbündeten und erhielt freie Hand, die gesamte Wehrkraft seines Volkes gegen die Ungarn zu mobilisieren.

So tritt nun die prachtvolle Gestalt des Bischofs Ulrich an einem historischen Wendepunkt von Völkerschicksalen ins volle Licht der Geschichte. Er ist einer der „Männer, die Geschichte machten".

Ulrich oder Udalrich, d.h. reich an Erbe, ein Sproß des Geschlechtes der Hufridinger, wurde 923 im Alter von 33 Jahren zum Bischof von Augsburg berufen. Das bedeutete viel in jener Zeit. Galt der Bischof von alters her als erster Seelsorger seiner Diözese, so bekleidete er damals schon in deutschen Landen für sein Gebiet den Rang eines selbständigen nur vom König oder Kaiser abhängigen Reichsfürsten. Gerade Otto der Große hat seine Obergewalt vornehmlich auf die Reichsbischöfe gestützt, die ihm zuverlässiger als weltliche Vasallen das Wohl des Reiches und den Dienst des Königs, nicht aber die Mehrung ihrer Hausmacht, im Auge behielten. Ulrich von Augsburg bewährte sich nach beiden Seiten aufs trefflichste: als Bischof seiner Kirche und ihres Papstes, den er dreimal in Rom aufsuchte, und als unentwegter Gefolgsmann seines Königs, dem er unbeirrbar in den Tagen der Not gegen seinen eigenen Vorteil die Treue hielt.



Aber wir müssen nach Augsburg zurück, wo die Ungarn sich anschicken, die Stadt mit ihrem johlenden Hui! Hui (das war ihr Schlachtruf) zu stürmen. Wir sagten schon: durch Bischof Ulrichs Vermittlung wurde der Friede in der Königsfamilie und im Reiche wiederhergestellt, und nun führte König Otto seine vereinten Streitkräfte statt in den Bürgerkrieg gegen die Ungarn, ohne daß diese es ahnten. Unbemerkt vom Feind gelang es, die gepanzerten Reiter der Sachsen, der Bayern und Schwaben, die Franken vom Rhein und die verbündeten Böhmen bei Ulm zusammenzuziehen. Vorsichtig gedeckt im Hügelgelände und von den Wäldern abgeschirmt erfolgte der Vormarsch gegen Osten in Richtung Augsburg. Des Königs Schlachtplan zielte darauf ab, den Feind zwischen der Fe-

stung Augsburg und den angreifenden eigenen Truppen in die Zange zu fassen; nur ein paar Tage brauchte die Stadt sich zu halten, dann mußte das Wagnis glücken.

Inzwischen hatte Bischof Ulrich die Flüchtlinge aufgenommen, die Tore verrammeln und die Wälle verstärken lassen. Am 8. August versuchten die Ungarn den ersten vergeblichen Sturm. Als ihre Stoßkraft nachließ, wagte die Besatzung einen Ausfall. In ihrer Mitte ritt der Bischof selbst im Priestergewande, ohne Waffe, ohne Schild, nur das bischöfliche Kreuz in der erhobenen Rechten. Der Feind war überrascht, einer ihren Führer sank tot vom Rosse, seine Leute schafften ihn zurück; aber auch das Ausfallkommando machte befehlsgemäß kehrt, wohl wissend, daß sie den Gegner mehr geschreckt als gejagt hatten.

In der Stadt verordnete Bischof Ulrich einen Gebetssturm. Bittprozessionen zogen durch die Gassen, der Bischof selbst hielt das Bitthochamt, seine Krieger empfingen die Wegzehrung. Ein späterer Chronist will gehört haben, die Mütter hätten mit Wissen der Bischöfe ihre Kinder auf den Altar gelegt, damit ihr Weinen das Erbarmen des Himmels herabrufe. Zu gleicher Zeit, wie sich später herausstellte, kniete auch König Otto im Gebet, und mit ihm sein ganzes Heer Eine feierliche Stimmung erfaßte die Männer. Wußten sie doch, daß sie einer vielfachen Übermacht siegessicherer Feinde gegenüberstanden, die freilich von der Nähe des königlichen Heeres noch keine Kunde hatten.

Tags darauf am 9. August unternahmen die Ungarn den Generalangriff gegen Augsburg. Innerhalb der Mauern flehten angstvolle Menschen zu Gott; auf den Wällen wehrten die Verteidiger die ersten Wellen der Angreifer ab. Man konnte beobachten, wie die Zurückflutenden mit Peitschen wieder nach vorne gegen die Mauern getrieben wurden. Plötzlich gellten Hornsignale, der Angriff stockte, und wurde jäh abgebrochen. Was war geschehen? Wie man nachher erfuhr, hatte ein Verräter den Ungarn hinterbracht, daß König Otto zum Entsatz heranrücke. Geistesgegenwärtig erfaßte die ungarische Führung ihre Lage: der Sturm auf die Stadt wurde abgeblasen, der Frontangriff gegen den König beschlossen, und sofort eine starke berittene Abteilung den Lechfluß aufwärts beordert mit dem Befehl, im Schutze der Nacht das andere Ufer zu gewinnen, dem König in den Rücken zu fallen und so sein Heer in die Zange zu nehmen.

Als nun am andern Morgen König Otto unter dem Banner des hl. Michael den Aufmarsch begann, dröhnten von rückwärts die Steppenreiter heran, bemächtigten sich im Handumdrehen des deutschen Lagers, brachten die Nachhut in Verwirrung und glaubten schon den Sieg errungen zu haben. Aber auch König Otto und sein Stab verloren die Fassung nicht. Des Königs Schwiegersohn Konrad, derselbe der sich eben erst auf Betreiben des Bischofs Ulrich versöhnt hatte, erhielt Befehl, mit seinen Franken den Angriff im Rücken aufzufangen. Das gelang vollkommen. Inzwischen brauste von vorne die Hauptmacht der Ungarn heran. Nach gewohnter Taktik sprengte eine Kolonne um die andere vor, verschoß ihre Pfeile, machte kehrt und gab der zweiten Kolonne Raum, die mit frisch gespicktem Köcher heranrückte. Aber die Wolke von Pfeilen prallte ab an den schwergepanzerten wohldisziplinierten Rittern, und nun setzten diese zwar langsamer, aber sicherer und wuchtiger in geschlossener Front zum Gegenstoß an. Und siehe da: was die Ungarn zuerst nach altem Muster gespielt hatten, Angriff und Rückzug und wieder Angriff und nochmals Rückzug, wurde ihnen zum Verhängnis. Sie vermochten die königliche Front nicht aufzureißen, ihre eigenen Kolonnen lichteten sich unter den Stößen der schweren Lanzen, ihre Führer verloren den Überblick, ihre ohnedies lockere Front fiel auseinander, und nun hatten die Panzerreiter des Königs leichtes Spiel. Wer sich von den Ungarn mit versprengten Gruppen dem Blutbad entziehen konnte, ertrank im Lech oder wurde auf der Flucht von rachdurstigen Bauern erschlagen. Nur sieben Ungarn, wird behauptet, seien lebendig in ihre Heimat entkommen. Die gefangenen Führer wurden in Regensburg gehengt.

Am Abend dieses denkwürdigen 10. August zog das siegreiche Königsheer unter unbeschreiblichem Jubel in Augsburg ein. Bischof Ulrich war der Held des Tages. Doch auch er hatte die Opfer des Sieges mitzutragen: noch in der Nacht hatte er seinen Bruder und seinen Neffen, den Sohn seiner Schwester, mit einem Fähnlein von Freiwilligen dem König zu Hilfe gesandt, und nun zählten beide zu den Gefallenen. Auch des Königs Schwiegersohn Konrad, der an der militärischen Entscheidung hervorragenden Anteil genommen, war auf der Wahlstatt geblieben. So hatte er durch seinen Heldentod seine frühere Rebellion gegen seinen König gesühnt.

Worin besteht nun, wie wir eingangs angedeutet, die Tragweite der auf dem Lechfelde durchgefochtenen europäischen Entscheidung?

Zunächst war die seit fast 100 Jahren so lähmende Invasionsnot seitens der Magyaren gebannt, und die Ost-Westbewegung der Völkerwanderung endgültig gestoppt. Befreit aufatmen durften insbesondere die Bewohner der später österreichischen Donaugebiete. Der Siegestag vom Lechfeld ist geradezu der Geburtstag Österreichs. In die „Ottonische Mark" zwischen Enns und Traisen

wurden 976 die Babenberger berufen, und 20 Jahre danach, 996, wird der sicher schon übliche Name „sterrichi“ – Österreicher – erstmals urkundlich bezeugt.

Die nach außen glänzendste Frucht des Sieges fiel König Otto zu, als er, der in ganz Europa gefeierte Heidenbezwinger, im Jahre 962 in Rom die Kaiserkrone empfing. Die deutschen Stämme, die vereint unter Ottos Führung den Sieg erfochten hatten, fühlten sich mehr als je verbunden zu einer großen Nation, die viele Jahrhunderte hindurch das wiedererstandene Kaisertum Karls d.G. als kostbaren Nationalbesitz schätzte.

Auch für die geschlagenen Ungarn verwandelte sich die bittere Niederlage in eine wahre Wohltat. Sie sahen ein, daß sie nicht mehr länger asiatische Nomaden bleiben konnten. Sie wurden Christen und Europäer. Eingezwängt zwischen dem byzantinischen Kaiserreich von Konstantinopel und dem deutschen Kaiserreich, wandten sie sich schließlich nach einigem Schwanken mehr dem Westen und damit der lateinisch-römischen Kirche zu. Daraus erwuchs ihnen für die nächsten Jahrhunderte die treu erfüllte Aufgabe, die Grenzwacht des Westens gegen den Islam zu halten.

Eine weitere für Europa wichtige Entscheidung erfolgte unbewußt durch die geographische Lage Ungarn: wie eine bis heute geschlossene Sperrmauer schiebt sich das Land zwischen die Nord- und Südslawen. Man sieht von heutiger Warte rückwärts schauend den Völkerstaat der österreichischen Habsburger entstehen, der wiederum Jahrhunderte hindurch Deutsche Slawen und Ungarn zu einem Großstaat verband, allen zum Segen.

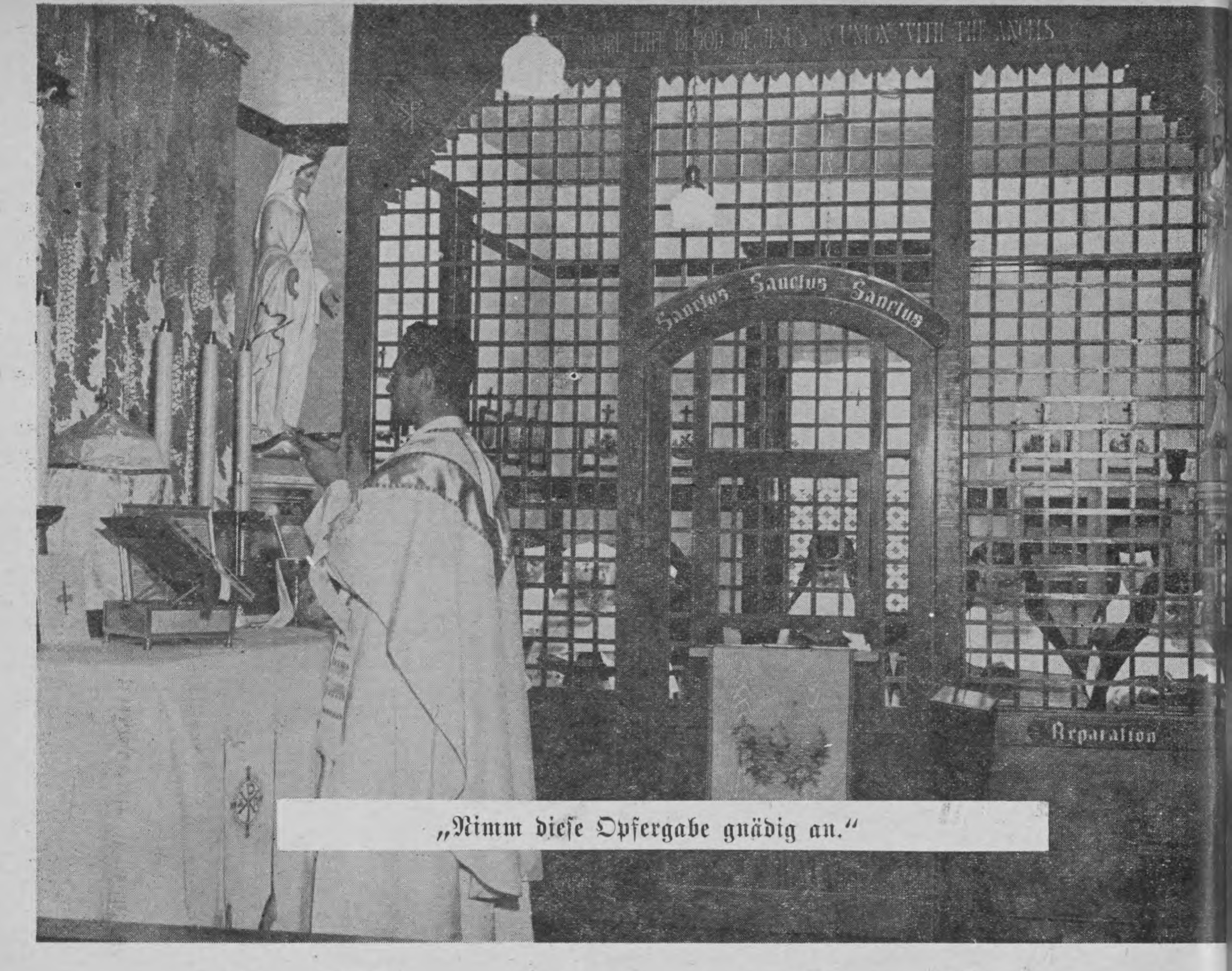
Nicht zuletzt empfing auch Bischof Ulrich von Augsburg, der waffenlose Sieger, den verdienten Lohn. Im Jahre 973 starb er, 83 Jahre alt, und schon 20 Jahre später wurde er zur Ehre der Altäre erhoben. Er ist der erste Heilige, der durch formelle päpstliche Heiligsprechung ausgezeichnet wurde.

Der hl. Ulrich selbst hätte sich wohl in echter Demut, wenn auch umsonst, dagegen gewehrt. Er hätte mit hoheitsvoller Geste hingewiesen auf sein noch heute erhaltenes Kreuz, das ganz in seinem Sinne nachträglich die Inschrift erhielt: **Crux Victorialis Scti Udalrici Epi Aus** – Siegreiches Kreuz des hl. Ulrich, des Bischofs von Augsburg.
In der Tat, der Gekreuzigte hat auf dem Lechfelde gesiegt. Wir möchten nur wünschen, daß die Frucht dieses Sieges auch der Gegenwart ungeschmälert erhalten bliebe.

Preiset den Herrn!

Sprossende Reben, preiset den Herrn –
da aus eurer Frucht sich goldene Kelche mit dem Blut
des Königs Christus füllen werden!
Wachsender Weizen, preise den Herrn –
da in deinen Halmen schon das Lied vom weißen Königsbrote
schlummert!
Schweigende Zedern, preiset den Herrn –
da in euren Kronen die Steppenwinde das Machtlied
eures Schöpfers orgeln!
Schwester Wasser, preise den Herrn –
da wir nur mit dir zu Kindern unseres heiligen Gottes wurden!
Ferne Sterne, preiset den Herrn –
da ihr die Jubelkrone unserer unbefleckten Königin in alle
Ewigkeiten zieren werdet!
Goldene Sonne, preise den Herrn –
da du ein Schatten sein darfst von der Gnadensonne,
die in meinem schwachen Leibe brennt!
O fremdes Land, preise den Herrn –
den ich in dir in Innigkeiten grenzenloser Süße fand!
O Schwester Erde, preise den Herrn –
da du ungezählte Bilder, Spuren, Pfade
seiner Königsliebe birgst!
Preiset, preiset, preiset den Herrn –
denn er ist unaussprechlich gut!

Wilborada Maria Duft, Kreuzschwester



„Nimm diese Opfergabe gnädig an."

Des Tages groesste Stunde

Das ist die Stunde des hochheiligen Meßopfers. Aus dem Gedankengut älterer und neuerer Geistesmänner möchten wir dir das beweisen.

Der heilge Laurentius Justiniani schreibt: „Es gibt nichts Erhabeneres, nichts Nützlicheres, nichts in den Augen der göttlichen Majestät Wohlgefälligeres als die Darbringung des heiligen Meßopfers. Da öffnen sich die Himmel, staunen die Engel, lobsingen die Heiligen, jauchzen die Gerechten, werden die Gefangenen besucht, die Gefesselten befreit, trauert die Hölle, freut sich im Geiste die heilige Kirche."

Nichts Erhabeneres! „So oft die Gedächtnisfeier dieses Opfers (des Kreuzopfers in der heiligen Messe) begangen wird, vollzieht sich das Werk unserer Erlösung." (Aus der Liturgie vom achten Sonntag nach Pfingsten.)

Nichts Nützlicheres! „Wenn ein Christ sich's nur zunutze zu machen weiß, so kann er durch eine einzige heilige Messe reicher werden als durch alle von Gott erschaffenen Dinge zusammengenommen" (P. Sanchez).

Altare opfert, wird er in Wahrheit von Gott dem Vater gnädig angesehen wegen des Wohlgefallens, das er an dem Opfer seines Sohnes hat. Es ist, wie wenn jemand aus einem finsteren Orte ans Licht der Sonne tritt und jetzt von ihr plötzlich beschienen wird" (Hl. Gertrud).

„Wenn du die heilige Messe aufopferst, so verehrst du der Heiligen Dreifaltigkeit die allerangenehmste Gabe. Du opferst ihr eine gar teure Gabe, die mehr wert ist, als Himmel und Erde wert sind. Durch diese Aufopferung erfreust du die Allerhei-

„Christi heiliges Blut schreit für dich mit so vielen Worten, wie Blutstropfen aus seinem Leib geflossen sind. Seine heiligen Wunden schreien für dich mit so vielen Stimmen, wie ihrer an seinem Leibe gewesen sind. Eine heilige Messe in deinem Leben wird dir mehr nützen als viele, die nach deinem Tode für dich gelesen werden" (P. Martin

von Cochem).

Nichts in den Augen der göttlichen Majestät Wohlgefälligeres! „So oft jemand andächtig der Messe beiwohnt und auf den Heiland achtet, der sich am ligste Dreifaltigkeit auf unendliche Weise" (P. Martin von Cochem).

„Da öffnen sich die Himmel." „Wegen deines Heiles schickt Gott Vater seinen lieben Sohn vom Himmel herab. Um deinetwillen kommt der Sohn Gottes vom Himmel herab und verbirgt sich in der heiligen Hostie. Eine jede gehörte heilige Messe erhebt dich höher in den Himmel und vermehrt dir merklich deine Seligkeit" (P. Martin von Cochem).

„Da staunen die Engel, lobsingen die Heiligen." „Wenn du dieses Lob Christi Gott aufopferst, so gibst du ihm ein höheres Lob, als selbst die Engel ihm geben. Alle gegenwärtigen Engel bitten auch für dich und opfern dem höchsten Gott dein armseliges Gebet auf. Alle Engel und Heiligen kannst du mit dem Messehören mehr verehren als durch das Sprechen vieler Gebete. Wegen der gehörten heiligen Messen erlangst du Hilfe und Torst in deiner letzten Not von den Engeln und Heiligen" (P. Martin von Cochem).

„Da jauchzen die Gerchen." „Gedenke, o Herr, der Umstehenden (beim heiligen Opfer), deren Glaube dir bewußt und deren Andacht dir bekannt ist." (Aus dem Kanon der heiligen Messe.)

„Du wirst gewürdigt, Christum mit deinen Augen anzuschauen und von ihm angeschaut zu werden. Wenn du bei der heiligen Messe bist, so bist du geistiger Weise ein Priester und Christus verleiht dir die Gewalt, die heilige Messe aufzuopfern, sowohl für dich als für andere" (P. Martin von Cochem).

„Die Gefangenen werden besucht." „Den Elenden, Kranken und Sterbenden kannst du durch das Messehören am besten Hilfe und Trost leisten. Vielen, vielen Sündern kannst du durch Aufopferung der heiligen Messe die Bekehrung erwerben. Wenn du im Stande der Todsünde die heilige Messe hörest, so bietet dir Gott die Gnade der Bekehrung an" (P. Martin von Cochem).

„Die Gefesselten werden befreit." „Durch das Messehören kannst du das ganze Fegfeuer abkühlen und die Armen Seelen kräftig erquicken. Wenn du für deine Verstorbenen keine Messe lesen lassen kannst, so kannst du diese durch Messehören erlösen. Durch jede heilige Messe milderst du dein Fegefeuer mehr als durch ein anderes schweres Bußwerk" (P. Martin von Cochem).

„Da trauert die Hölle." „Mit dem heiligen Blute Christi besprengt der himmlische Vater deine Seele und reinigt sie von ihren schlimmen Makeln. Für dich opfert sich Christus zum mächtigsten Versöhnungsopfer auf und macht dir den erzürnten Gott wiederum zum Freunde. Durch das Messehören kannst du allen Christgläubigen großes Heil erbitten" (P. Martin von Cochem).

„Es freut sich im Geiste die heilige Kirche." „Wenn du die heilige Messe recht hörest, so verrichtest du ein Werk des höchsten Gottesdienstes" (P. Martin von Cochem).

„Mit sämtlichem Gold kann man den Wert einer heiligen Messe nicht aufwiegen." (Der italienische Dichter Manzoni.)

„Es ist mit der heiligen Messe wie mit der Heiligen Schrift. Sie bietet Kraft und Freude jedem, der guten Willens sie betet und feiert. Aber sie eröffnet uns auch immer neue, geheimnisvolle Tiefen ungekannter Schönheit, wenn wir immer wieder betrachtend in sie einzudringen suchen." (Dr. Robert Bauer.)

„Ewiger Segen, ewiges Beten und Jubeln und Danken und Sühnen! Der Erdkreis ein riesengroßer Tempel! Die Katholische Kirche die Religion des immerwärenden Gottesdienstes. Das heilige Opfer ist das Herz, das unaufhörlich das Blut der Gnade aus dem Erlöserherzen durch Millionen von Adern hinaustreibt in die Christenheit. Das Herz aber darf nie stille stehen. Kein Tag ohne Messe."

Die Gewalt der Kirche . . . ist keineswegs an die Grenzen der, wie sie es nennen, „rein religiösen Angelegenheiten" gebunden; vielmehr unterliegt ihrer Zuständigkeit auch der ganze Umfang des Naturgesetzes, dessen Festlegung, Ausdeutung und Anwendung, soweit deren sittlicher Charakter in Betracht kommt. Die Beobachtung des Naturgesetzes gehört nämlich nach Gottes Anordnung zu dem Weg, auf dem der Mensch seinem übernatürlichen Ziel zustreben soll.

Pius XII.

Aufruhr der Pilger

Eine Erzählung aus dem Leben des hl. Bruder Konrad

An einem hellen Sommermorgen des Jahres 1884 begab es sich, daß der Obere des Kapuzinerklosters St. Anna in Altötting dem Pförtner im Weggehen zurief: „Ich muß aus dem Haus. Die nächsten zwei Stunden kann mich niemand sprechen."

„Ist recht, Pater Guardian!", entgegnete der weißbärtige Bruder mit freundlicher Ruhe, „ich will's allen ausrichten, die nach Ihnen fragen."

„Und noch eins!", setzte Pater Chrysologus, Guardian des Klosters, hinzu. „Wenn heute die Münchener Wallfahrer um Brot und Bier kommen, kriegen sie nichts. Ich hab es mir gut überlegt. So ist es am besten. Richten Sie sich danach!"

Bruder Konrad, so hieß der Pförtner, blickte fast bestürzt auf seinen Vorgesetzten. Was da von diesem angeordnet wurde, verstieß gegen alle Überlieferung des Klosters. Die ältesten Patres und Brüder wußten es nicht anders, als daß die Münchener Pilger jedes Jahr am ersten Julisonntag nach Altötting kamen und am Montagmorgen nach Predigt und Hochamt in den Klostergängen außerhalb der Klausur mit Brot und Bier bewirtet wurden. Das wollte nun Pater Chrysologus, der kaum ein halbes Jahr Guardian war, auf einmal ändern. Der Pförtner suchte nach Worten, um den Guardian zur Aufgabe seines Entschlusses zu bewegen, aber schon fuhr Pater Chrysologus fort: „Wir müssen ganz einfach darüber nachdenken, wem die Wallfahrt gilt, der Gnadenmutter oder unserem Gastmeister. Und überhaupt, heuer sind über elfhundert Münchener gekommen. Den guten alten Brauch in allen Ehren, aber er darf nicht unser Kloster ruinieren. Darum schikken Sie die Wallfahrer weg!"

Mit leicht gesenktem Kopf hörte Bruder Konrad zu. Nun tat er schon zweiunddreißig Jahre unablässig Dienst an der Pforte und zweiunddreißig Jahre hatte er Brot und Bier an die Münchener Pilger verabreicht, die sich auf diese Gepflogenheit wie auf ein echtes Privileg beriefen. Heute mußte er sie abweisen, er wollte dem Befehl gehorchen, ja, aber wenn er sich die Enttäuschung der Münchener ausmalte, die es gewohnt waren, an der Pforte von St. Anna gastlich aufgenommen zu werden, glaubte er nicht daran, daß er als einzelner gegen elfhundert einen leichten Stand hatte. Daran dachte wohl auch Pater Chrysologus; denn er versprach dem von Sorge und Zweifel befallenen: „An einem so schweren Tag wie heute sollen Sie nicht allein bleiben. Ich gebe Ihnen Bruder Gilbert als Helfer. Da kommt er schon."

Den letzten Satz hatte der Guardian zwischen Tür und Angel gesprochen, dann eilte er weg, kaum daß er noch hörte, wie Bruder Konrad mit einem demütigen „Vergelt's Gott!" für die angetragene Hilfe dankte. Inzwischen war Bruder Gilbert näher getreten. Anscheinend hatte ihn der Klosterobere über die Angelegenheit mit den Münchener Pilgern unterrichtet; denn er machte zur Pforte hin eine geringschätzige Handbewegung, als wollte er sagen: „Seht ihn an! Er macht sich aus dem Staub, und wir sitzen da!" Mit dieser unehrerbietigen Art des Vorwurfes war allerdings der alte Bruder keineswegs einverstanden, und da ihm der eigene gekrümmte Rücken und die mit tausend Runzeln bedeckte Stirne offensichtlich ein Recht gaben zur Belehrung, redete er dem Respektlosen ernst ins Gewissen, kein Kapuziner dürfte von seinem Vorgesetzten abfällig sprechen oder denken, bloß weil jener anders handelte, als man von ihm erwartete. Unbestreitbar aber wäre das Gebot des Gehorsams, und gehorchen hieße einen Befehl auch dann ausführen, wenn man dagegen Einwände hätte.

Noch während Konrad seinem jungen Mitbruder dergestalt die Pflichten des klösterlichen Gehorsams darlegte, läutete es ungeduldig an der Pforte. „Die Münchener Wallfahrer!", entfuhr es Bruder Gilbert, und er hatte sich auch wirklich nicht getäuscht. Eine ganze Schar von Pilgern, die eben aus dem Hochamt kam, forderte Einlaß, um Brot und Bier in Empfang zu nehmen. Da er die Enttäuschung oder den Unwillen auf den ihm seit Jahren bekannten Gesichtern lieber gar nicht erst ablesen wollte, wiederholte, Bruder Konrad mit niedergeschlagenem Blick die Weigerung des Guardians, ohne freilich dessen Namen selbst in den Mund

zu nehmen. Gelächter und höhnische Zurufe unterbrachen seine Worte. Umsonst redete der alte Pförtner den Wallfahrern zu, sie möchten sich mit Bier und Brot in der Wirtschaft erfrischen. Hartnäckig bestanden sie auf ihrem Verlangen, und immer neue Gruppen der ihr altes Recht heischenden Pilger gesellten sich zu den bereits Anwesenden. Einen so engen Ring schlossen sie um den Pförtner und seinen Gehilfen, daß beide keinen Schritt vor oder zurück tun konnten. Lautes Geschrei erfüllte den Klostergang zwischen Pforte und Klausur. Aber wie mit einem Schlag verstummte es, als ein dröhnender Baß durch die Menge rief: „Her mit dem Bier, Bruder Konrad!"

Die anderen Wallfahrer wußten: Nur einer hatte eine solch mächtige Stimme, er, der alle um einen Kopf überragte und Jahr für Jahr das Münchener Wallfahrtskreuz, das schwerste und schönste nach Altötting trug. Es war ein Schäfflermeister der Münchener Vorstadt Au, ein gutmütiger Riese, der das Herz auf dem rechten Fleck hatte, aber sobald er sich im Recht fühlte, um ein rauhes Wort nicht verlegen war und mit den derben Fäusten nachhalf, wenn er das Wort noch zu schwach glaubte. Jetzt sprach er für alle, darum machten sie ihm Platz, und er stand bald vor dem Pförtner. „Das mußt du doch einsehen!", versuchte er es zuerst noch einmal im Guten. „Blasen haben wir uns gelaufen auf dem weiten Weg, da möchten wir halt Brot und Bier, wie es uns zusteht. Siebzehnmal habe ich das Kreuz schon nach Altötting getragen und heuer komme ich zum achtzehntenmal, freut dich das nicht, Klosterbruder?!"

„Das freut mich schon!" bestätigte ihm der Pförtner.

„Was reut dich denn also das Bier und das Brot?"

„Reuen tut's mich nicht . . ."

„Aber warum bist du so geizig? Ich sag's dir zum letztenmal, fahr Brot und Bier her!"

In der Stimme des Wallfahrers klang etwas Gefährliches. Doch Bruder Konrad blieb fest: „Ich hab's euch schon gesagt und ich bitt euch recht schön, geht jetzt!"

Einge der Umstehenden wichen zurück, aber der baumlange Schäfflermeister herrschte sie an: „Dageblieben wird! Und wenn uns der Klosterbruder nicht pariert, lernt er uns von der ungemütlichen Seite kennen. Also Bier her!" Niemand zweifelte mehr, daß er seine Drohung wahrmachen würde. Dem Helfer des Pförtners kroch die Angst über den Rücken. Er ahnte, daß die Wallfahrer entschlossen waren, zu ihrem Recht zu kommen, koste es was es wolle. Deshalb log er, wie es ihm die Not eingab: „Einen Moment, Bruder Konrad, ich hab etwas in meiner Zelle liegen lassen, das muß ich holen. Ich komme gleich wieder." Und mit schnellen Schritten hastete er zur Türe hin, die in das Klosterinnere führte. Von neuem brach das Gelächter los, und einer der Männer scherzte: „Paß auf, der holt uns ein Faß Bier!" Aber dem Schäfflermeister war gar nicht nach Spaß zumute. Er trat ganz dicht an den alten Pförtner heran, so daß er ihn beinahe niederstieß.

„Wenn ihr schwarzen Brüder glaubt, ihr könnt uns zu Narren halten", brüllte er, „dann täuscht ihr euch. In einer Minute ist Brot und Bier da, oder . . . .!" Um deutlich zu machen, was er meinte, reckte er dem Pförtner die geballten Fäuste vor das Gesicht. Bruder Konrad erwiderte kein Wort. Furchtlos sah er in die zornfunkelnden Augen des Riesen. Er selbst war vielleicht der

GEHE HIN UND VERSOEHNE DICH MIT DEINEM BRUDER

Die Verzeihung ist nach der Lehre des Herrn eigentlich das Wesentliche, das Wichtigste, freilich auch das Schwerste der Bruderliebe. Sie ist das Öl, wenn im argen Getriebe des Lebens die Gemüter heißgelaufen; der Balsam für die Wunden, die wir von den unausweichlichen Konflikten davontragen.

Müssen wir auch verzeihen, wenn wirkliche Bosheit unser Herz verwundet? Verzeihung ist nicht Billigung oder auch nur Duldung von Unrecht. Keiner haßte das Unrecht tiefer als der Herr selbst. In einem zu wenig beachteten Evangeliumwort gestattet, ja befiehlt der Herr auch uns entschiedene Stellungnahme gegen angetanes Unrecht: „Wenn dein Bruder sich gegen dich verfehlt hat, so gehe hin und weise ihn unter vier Augen zurecht! Hört er auf dich, so hast du deinen Bruder gewonnen. Hört er aber nicht auf dich, so nimm noch einen oder zwei andere hinzu . . . Hört er auch auf diese nicht, so sage es der Kirche! Hört er auch auf die Kirche nicht, so gelte er dir wie ein Heide oder Zöllner!"

Verzeihung setzt also nach dem Evangelium Verurteilung des Unrechtes voraus. Hingegen darf die Zurechtweisung nicht aus Zorn und Rache, sie muß aus Liebe hervorgehen, um den „Bruder zu gewinnen". Unsere Zurechtweisung muß den Sinn haben ihn aus der Umklammerung des Bösen zu lösen. So hassen wir wohl sein Unrecht, ihn selbst aber lieben wir nach dem Wort des Herrn. Otto Hophan O.F.M. Cap.

Älteste und bestimmt der Gebrechlichste unter allen, die sich hier im Klostergang drängten, aber die Pflicht machte ihn stark. Was die Wallfahrer von ihm forderten, schien ihm nur recht und billig zu sein, und doch mußte er es ihnen abschlagen. So wollte es der Gehorsam, den er seinem Oberen schuldete. Die unbeirrbare Ruhe des greisen Pförtners reizte seine Widersacher noch mehr. „Gut!", schrie der baumlange, als er umsonst auf eine Antwort gewartet hatte. „Du willst es nicht anders. Dann holen wir das Unsere mit Gewalt. Auf Leut'!"

Er strebte der Türe zu, die vorher Gilberts Zuflucht gewesen war. Mehrere Männer und Frauen folgten dem Schäfflermeister, aber der Greis in der härenen Kutte kam ihnen allen zuvor. Mit ausgebreiteten Armen stellte er sich vor die Türe. Der letzte Tropfen Blut war aus seinem fahlen Asketenantlitz gewichen. „Um Gottes willen!", beschwor er sie. „Ihr dürft doch nicht in die Klausur. Es sind ja Frauen unter euch. Ihr begeht eine schwere Sünde, jetzt wo ihr gerade gebeichtet und kommuniziert habt." Überrascht von der plötzlichen Entschlossenheit des Mönches, war der Haufen der Aufrührer verstummt Man hörte nur mehr den keuchenden Atem des Alten, der immer noch mit ausgebreiteten Armen vor der Türe stand. Vielleicht begriff dieser oder jener unter ihnen die rührende Brüderlichkeit, die sich selbst in der Geste der Abwehr offenbarte, es wurden jedenfalls versöhnliche Stimmen laut: „Recht hat er, das dürfen wir nicht machen, laßt es sein!"

Niemand redete mehr dagegen, nicht einmal der Anführer, und mit den anderen ging er langsam zur Pforte zurück. Sie sprachen jetzt unter sich, und wie das abziehende Gewitter noch in der



DER KLOSTERBRUDER

Kennt ihr die Sage von dem Klosterbruder,
Der weder schreiben noch auch lesen konnte,
Von dessen Frömmigkeit ein altes Buch
In schlichten Worten uns die Märe kündet?
Er war geringer Bauernleute Kind,
Die in des reichen Klosters Frondienst standen.
Von Jugend auf war er an schwere Arbeit
In Stall und Scheune, Feld und Wald gewöhnt.
Und spät erst, fast schon dreißig Jahre alt —
Nach seiner Eltern Tod — ward er aus Mitleid
Als Bruder ins Kloster aufgenommen
Und mit der Sorg für Vieh und Stall betraut.
War er auch Mönch, so war in seinem Leben
Doch weiter nichts geändert als das Kleid.
Die Kutte trug er statt des Bauernkittels,
Und sonst blieb alles, wie es früher war.
Er grub im Felde, führte Pflug und Egge,
Er säte aus und fuhr die Ernte ein;
Er melkte Schaf und Kuh, und Pferd und Maultier

Trieb er zur Weide, reinigte den Stall
Und schaffte sich die Finger krumm und lahm,
Und auch die Knie, gerad wie früher auch.
Und kein Gebet, kein frommes Kirchenlied,
Kein Jauchzend „Lauda Sion“, kein erschütternd
„Rorate Coeli“, selbst kein „Vaterunser“
Behielt der arme Stümper, ungelehrig
Die er voll Staunen und mit offnem Mund
Wie nie ein Schulbub! Von den Kirchenliedern,
Bei Meß' und Andacht hörte, blieben haften
Nur zwei Worte: „Ave Maria“.
„Ave“ verstand er nicht, es war Latein;
„Maria“ aber klang ihm wie Musik:
Der süße Name „Unserer Lieben Frau“,
Die den Altar der Klosterkirche zierte,
In einer Hand die weiße Lilie haltend
Und mit dem anderen Arm ein Kindlein tragend,
Den kleinen Jesus: wahrer Gott und Mensch.
Und wenn er aufstand oder sich hinlegte
Aufs arme Stroh im Stall bei seinen Tieren,
Wenn er beim Gang zum Feld oder heimwärts
Auf seinem Weg Mönch oder Wanderer traf,
Und wenn er, sei's bei Tage, sei's bei Nacht,
Im Felde oder in der Klosterkirche
Des Glöckleins silberreine Stimme hörte
Die Zeit verkünden, neigte er das Haupt
Und dachte an das Bild auf dem Altare:
Ein Liebesseufzer, stieg von seinen Lippen —
Dreimal der schlichte Gruß: „Ave Maria!“
Der Bruder starb. Dicht an der Kirchhofmauer
Grub man sein Grab. Kein Stein ward ihm gesetzt,
Verkündend Namen und Verdienst. — Das war
Beim ersten Blätterfall — Doch als der Lenz
Den Friedhof wieder grünen ließ, da sproß
— O, Wunder! — aus dem vergessenen Grab
Des Bruders eine siebenfache Lilie.
Auf jedem Blatt der sieben Blüten stand
In blutrotgoldenen Lettern, herrlich leuchtend,
Der schlichten Seele einziges Gebet:
„A v e M a r i a“ P. B.

Ferne weitergrollt, hörte man ihr Schimpfen und Poltern von der Straße her. Dann wurde es still im Klostergang. Nun wagte sich auch Bruder Gilbert zurück. Er fand Bruder Konrad, an die Wand neben der Türe gelehnt. Aus den geschlossenen Augen des alten Mannes rannen Tränen. Gilber wollte seinen Mitbruder trösten, daß ihm solches Unrecht widerfahren war, zuletzt erbot er sich sogar, den Leuten auf der Straße mitzuteilen, wie wenig Schuld den Pförtner träfe, doch dieser hielt ihn schweigend zurück Da dünkte es dem Jüngeren, Bruder Konrads Tränen wären aus Liebe zu seinen Beleidigern vergossen worden, und ehrfurchtsvolles Staunen ergriff ihn vor der Tugend eines Menschen, der dem Himmel näher war als der Erde.

Der goldene Faden, der sich durch Joseph Haydns Leben zog

„Rohrau gab ihm das Leben, Europa ungeteilten Beifall, der Tod den Zutritt zu den ewigen Hallen“, besagt eine Gedenktafel an seinem Geburtshause, worin er 1732 als ältestes von 14 Kindern zur Welt kam. Es ist das Geburtshaus von Joseph Haydn, von dem die Melodie unseres Deutschlandliedes stammt, aber auch die unseres „Großer Gott, wir loben dich.“ Sein Vater war Wagenbauer, der gerne sang und nach der Arbeit schon einmal auf der Harfe spielte. Joseph kam durch Fürsprache, 8 Jahre alt, in die Schule der Chor- und Sängerknaben am Dom zu Wien. Hier vertonte er, erst 10 Jahre alt, schon eine Messe für Singstimmen. Er hatte fleißig Singen und Musizieren gelernt. Mit 16 Jahren verlor er seine Stimme zum Singen. Wie viele junge Künstler mußte auch er manche Jahre hartes und kümmerliches Brot essen. Er war zeitweilig Diener in einem herrschaftlichen Hause. Später jedoch bekam er eine feste und gutbezahlte Dauerstellung als Musikdirektor in einem fürstlichen Hause.

Er hat sehr fleißig gearbeitet und sehr schöne und muntere Musikstücke, sowohl kirchliche als weltliche, geschaffen. Seine bekanntesten Musikschöpfungen sind „Die Schöpfung“, ein Tongemälde des biblischen Berichtes, und „Die Jahreszeiten.“

Er war ein frommer Musiker. „Wenn es mit dem Vertonen nicht recht voran will“, sagte er, „gehe

Maedchen, was sinnest du?



Wohin dein Weg geht? Wo deinen Herzenswünschen Antwort blüht und Erfüllung reift? Wo für dich das große Glück liegt, und die Gipfel deiner Sehnsucht ragen? Darf ich deinem Sinnen ein Ziel weißen, deinem Fragen eine Antwort geben? Erlaubst du mir, daß ich dich aufmerksam mache auf die Möglichkeit, die dir offensteht als Tor zu erfülltem und beglückendem Frauentum? Darf ich dir zeigen, wo du groß werden kannst und dich verschenken in starker Liebe? Höre!

Der Krieg hat die Menschen durcheinander gewirbelt. Nirgends war der Gegensatz oft größer als in Ozeanien in der Südsee, wo die sogenannten Wilden oft merkwürdige Typen von Weiblichkeit zu Gesicht bekamen. Bei dieser Gelegenheit haben Soldaten und ihre Helferinnen vielfach zum ersten Male die aufopfernde Tätigkeit der Missionare und Missionsschwestern unter den Eingeborenen kennen und schätzen gelernt. Eines ist sicher: die Europäer und Angehörigen der sogenannten hochkultivierten Nationen haben keine oder doch nur wenig Ahnung von dem stillen, aber umso nachhaltigeren Wirken der Ordensfrauen in Missionsgebieten. Die „Wilden" wissen es besser, welch ein Heldentum des Dienstes, welche Größe des Liebens, welch ein Reichtum des Schenkens hier sich auswirkt.

Als Franz Xaver 1541 nach Indien zog, gab es in Lissabon 11 Frauenklöster. Aber keiner Ordensfrau wäre es auch nur im Traum eingefallen, in die Mission zu gehen. Und wenn Xaver auf den Gedanken gekommen wäre, Schwestern mitnehmen zu wollen, hätte man ihn für verrückt gehalten. Wie hätte er bei den damaligen Schiffsverhältnissen auch nur davon träumen können. Das Schiff, auf dem er abfuhr, hatte 100 Männer an Bord, die verurteilt waren, auf einer 750-Tonnen-Karavelle — ohne Kabinen — über ein Jahr zu reisen. Eine Seereise war damals so schwierig, daß auch der Gouverneur Martin Alfonso de Souza, in dessen Gesellschaft Xaver sich befand, Frau und Kinder hatte in Portugal lassen müssen. Dazu wurde die Ermächtigung für eine Frau, ihren Mann nach dem Orient zu begleiten, nur vom König in Ausnahmefällen und für besondere Persönlichkeiten erteilt.

So hat in den alten Missionszeiten keine Ordensfrau weder in Indien noch in Malakka und Macao, weder in Japan noch am Kongo und in Abekinien die Missionare in ihrem Apostolat unterstützt.

Ein anderer Grund kam noch dazu. Alle Ordensfrauen lebten in Klausur. Es war undenkbar, daß sie ihr Kloster verließen. Auch das 1606 für Mestizenmädchen in Goa gegründete Augstinerinnenkloster hatte Klausur und mußte sich auf das Gebetsapostolat beschränken.

Die Frau, die sich den Missionen widmen wollte, mußte die moderne Zeit abwarten. Gewiß, es gab eine Art Übergangszeit, wo die annamitischen „Liebhaberinnen des Kreuzes", die ersten kanadischen Ordensfrauen, u. a.

---

ich im Zimmer auf und ab, den Rosenkranz in der Hand, und bete einige Ave; dann kommen die Ideen wieder. Ich war nie so fromm als während der Zeit, da ich an der ‚Schöpfung' arbeitete. Täglich bat ich Gott auf den Knien, daß er mir Kraft zur glücklichen Ausführung verleihen möchte." Alle seine großen Musikstücke begann er mit den Worten: „Im Namen des Herrn" und schloß sie mit: „Gott allein die Ehre." Als beinahe 77jähriger urteilte er über sein Leben: „Es war alles ein Geschenk Gottes. Ich habe es mit meinem Leben gehalten wie mit meinen Kompositionen. Wie diese mit Gott begannen und stets mit einem Laus Deo (Gott sei Lob) schlossen, so war auch das stete Gedenken an Gott der goldene Faden,der sich durch mein Leben zog. Mein ganzes Leben hat der Griffel seiner erbarmenden Liebe geschrieben."

in Südamerika von sich reden machten, aber die dürftigen Nachrichten hierüber beweisen nur um so mehr, daß erst nach der Französischen Revolution mit einemmal die Ordensfrauen in die Missionen ziehen. Und sie taten es großzügig, denn augenblicklich, wo die Zahl der „fremden" Missionare 16,000 beträgt, gibt es mehr als doppelt soviel Schwestern, nämlich 34,000. Sie sammeln die Waisen, die kleinen Blinden, die Aussätzigen, die Greise. Sie passen sich den modernsten Anforderungen an und werden Universitätsprofessoren oder gründen Kongregationen, deren Schwestern Ärzte sind. Das ist besonders in jüngster Zeit immer mehr der Fall.

Das alles geschieht so geräuschlos und in der Stille, daß erst ein Zyklon, ein Erdbeben, eine Überschwemmung, ein Krieg, ein Luftangriff, die Torpedierung eines Schiffes, ein Aufstand irgendwo in Tonking oder Madagaskar kommen muß, um uns zu belehren, daß unter den Opfern auch Schwestern sind und daß die Überlebenden sich im Dienst der vom Unglück Betroffenen verzehren. Mit ihrer wunderbaren Liebestätigkeit, die vor nichts zurückschreckt und alle umfaßt, machen die Schwestern selbst auf die Religionsfeinde Eindruck. Man hat in China z.B. gesehen, wie Missionare verurteilt, Priester verjagt wurden aber an die Schwestern getraute man sich oft nicht heran.

Haben die alten Kopfschüttler recht, die da behaupten, die Mädchen von heute hätten kein Verständnis für das harte, opferreiche Apostolat der Ordensfrauen in den Missionsländern? Tatsachen mögen die Antwort geben. Während des Krieges folgten den vormarschierenden Truppen junge Mädchen für den Hilfsdienst: fürs Rote Kreuz, für Büros, Verpflegung, den Funkdienst usw. Man sah sie im Schritt vorbeimaschieren, in der Khakiuniform mit Tressen und Kopf hoch. Sie waren überall in großer Zahl zu finden: in Afrika, Europa, Indien, Birma, China, auf den Philippinen, in Ozeanien. Aber je mehr sich das Kriegsunwetter über die eroberten Länder entlud, um so mehr merkten diese Mädchen erstaunt, daß überall, selbst auf den fernsten Südseeinseln, schon andere Frauen aus allen Nationen ihnen vorangegangen und immer auf dem Posten geblieben waren, den die Kirche ihnen angewiesen hatte.



Am 6. April 1946, also nach dem Kriege, haben „Stars und Stripes", die in Rom für die amerikanischen Truppen erscheinende Zeitung, unter dem Titel „Kleidungswechsel", zwei Photos gebracht. Das erste Bild zeigte vier Mädchen in amerikanischer Uniform. Das zweite in der Tracht der Maristenschwestern im Kloster von Bedfort (Mass. U.S.A.). Diese Photos brauchten keinen Text, keine Beschreibung, um in ihrer Bedeutung den Soldaten klarzusein. Nicht alle, die die Uniform wechselten, um das Heer der 35,000 Missionsschwestern zu verstärken, sind in den Zeitungen abgebildet worden.

Dem Mädchen, das sein Leben hundertprozentig in den Dienst Gottes stellen will, dem es daran liegt, die Welt zu Christus zu führen, ist hier von der heiligen Kirche ein Weg gewiesen. Wer diesen Weg geht, ist auch in einem überzeitlichen Gewande modern, und im bescheidenen Dienen wahrhaft groß.

Aus „Stadt Gottes"
(St. Gabriel / Wien)

Der grosse Unbekannte

Dein sind die Wiesen und Felder, Dein sind Wolken und Wind
Dein sind die großen Wälder, Dein ist mein kleines Kind.
Alle guten Gedanken, freundlicher Sterne Schein,
Höchste Liebe der Menschen und tiefste Treue ist Dein!
Dein sind die Saaten und Ernten, Dein sind Leben und Tod,
Sonnige Sommertage, Winter und bittre Not.
Über den Wolken thronst Du, in einem lichten Land,
Tief im Herzen wohnst Du, von uns — unerkannt!



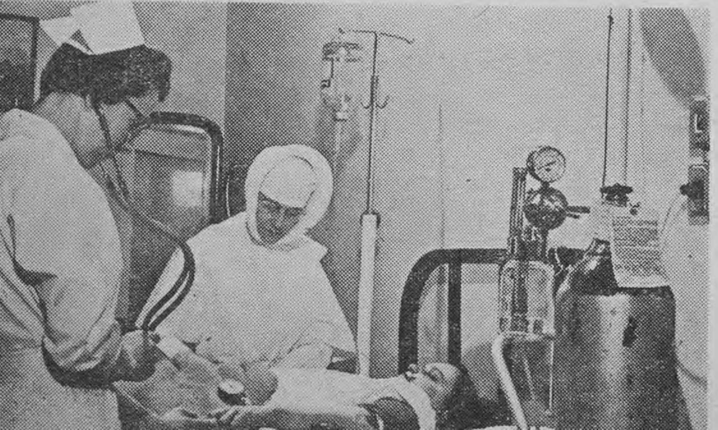
Aufstehen um 5 A.M. Der Tag der Schwester beginnt mit einer kurzen Betrachtung über das Heilandswort: "Was immer ihr dem geringsten meiner Brüder getan habt, das habt ihr mir getan." Der Betrachtung folgt die hl. Messe in der die Schwester die hl. Kommunion empfängt, denn sie benötigt diese Stärke der Seelen für die 16 Stunden Arbeit, die vor ihr liegen



7:30 A.M. Nach einem kurzen Frühstück begbit sich die Schwester zu ihrer Station. Dort empfängt sie den Bericht der Nachtschwester und gibt ihre Verordnungen für den Morgen

8:00 A.M. Nachdem die Krankentabellen überprüft sind und das Frühstück serviert ist begibt sich die Schwester auf Visite um die 90 Patienten zu besuchen, die auf ihrer Station liegen. Sie freut sich, wenn ihr Gruss an die Paienten immer freundlich erwidert wird, wie es hier bei einem acht Jahre alten Jungen der Fall ist, der trotz seines siebenmonatigen Aufenthaltes im Krankenhaus noch guter Dinge ist





10:00 A.M. Eine Frau wurde gerade aus dem Operationssaal gebracht und Schwester und Nurse müssen zur Stelle sein, um etwaige Komplicationen, die gern nach Operationen eintreten, zu vermeiden

ENG
BARMHE

Foto P.

Ueber ganz Kanada, v
nach Halifax im Osten, w
den bis zur amerikanisch
ssen und kleinen Städte
von katholischen Orden
sern zum Wohle ihrer M
nicht nur der Kranken u
auch der Armen und
stossenen. Diesen Schwes
herzigkeit", wie man sie
heutige Ausgabe gewidm
zeigt das Leben einer
eine aus der grossen Re
darstellt. In wenigen Bil
ben wir versucht, einen
zu geben. Vieles wäre n
ungesagt. Möge das We
zeigt wird dazu beitrag
grössere Liebe und Acht
erzeugen. Wir alle sind
pflichtet. Möge Gott sie
und in der ganzen Welt



1:00 P.M. Ein kurzer Imbiss ist eingenommen und die Schwester fühlt sich etwas müde, doch liegt des Tages Hitze erst vor ihr. Darum begibt sie sich zu einem kurzen Besuch in die Kapelle, um sich bei dem Herrn Stärke zu holen



5:00 P.M. Die Besucher haben das Krankenhaus verlassen und die Patienten erhalten ihr Abendessen. Die Schwester empfängt nun vom Arzt die lezten Anweisungen für die Nachtwache und für die am folgenden Morgen vorgesehenen Operationen



6:00 P.M. "Wir bitten Dich, o Herr, suche heim dieses Haus und vertreibe alle Nachstellungen des bösen Feindes. Verleihe uns eine ruhige Nacht und ein glückliches Ende." Schwester betet über das Mikrofon das Nachtgebet für ihre Patienten vor

der
IGKEIT

O.M.I.

couver im Westen bis Eismissionen im Nornze im Süden, in groiten täglich tausende stern in Krankenhäuchen. Sie nehmen sich leidenden an, sondern nen und der Ausgeen "Engeln der Barmön nannte, ist unsere nsere Bildererzählung n Schwester, die nur er selbstlosen Opferer nd kurzen Worten halick in ihr Tagewerk sagen und bleibt doch s hier gesagt und geunseren Leuten eine diesen Schwestern zu zu grossem Dank vergnen, hier in Kanada



7:00 P.M. Im Kreise ihrer Mitschwestern findet Schwester etwas Ruhe und Erholung von all den Strapazen des Tages.



Des Tages Ende Schwester hat ihre letzte Visite gemacht und alles ist unter Kontrolle. Sichtlich ermüdet verlässt sie ihre Station und begibt sich zur Ruhe. Doch zuvor besucht sie nochmals den göttlichen Seelenarzt, um ihm zu danken für alle Wohltaten des Tages und bittet ihn, um seinen Segen für die Nacht und das kommende Tageswerk



Glocken laeuten den Sonntag ein

von Carl Tinhofer

Am Samstag, wenn die letzte Arbeit in Haus und Garten geschehen mußte, sollte man meinen sei alles drunter und drüber gegangen im Herbsthause. Und es wäre vielleicht auch so gewesen, hätte die Mutter nicht eine Aufteilung erfunden, welche auf sinnreichste Weise die störungslose Abwicklung der einzelnen Tätigkeiten sicherte. Kraft ihres Ansehens bei den Kindern erhob sich diese Aufteilung zu der Erhabenheit einer feierlichen Zeremonie, und jetzt konnte erst recht nichts mehr schief gehen. Sie versammelte nach dem Mittagessen alle Lieben um sich, räusperte sich und sprach: „Jetzt bin ich halt neugierig, wer auch heute seine Sache am besten macht. Nur keine Schlamperei. Das wißt ihr schon, die kann ich am allerwenigsten leiden. Arbeite jeder mit ganzem Herzen, dann kann er sich am Sonntag mit ganzem Herzen freuen. So!"

Damit nahm sie der Hedwig die Schmarrenpfanne weg und ging in die Küche.

Alldann band sich der Jakob einen großen Sack um, ergriff den Mistkramp und begann in der Hütte zu spektakeln, als wolle er sie in kürzester Zeit glatt umreißen. Er mistete den Geißstall aus, sorgte für frische Streu, Lüftung und Bequemlichkeit. Er schwitzte sogleich wie ein Bierträger, schnaufte und pfauchte und verschmierte sich greulich das Gesicht. Hie und da verspießte sich sein Krampen im Riegelboden; dann hing er sich mit Armen und Beinen an den Stiel und bleckte die Zähne vor schmerzlichem Ingrimm.

Inzwischen gab Franz auf die meckernden Hausgenossen obacht, damit sie nicht ihren Gelüsten nach Kohl, Rübenkraut und Burgunderblätter allzu freien Lauf ließen. Im übrigen erstreckte sich seine Pflicht auch darauf, samt und sonders alle Gewächse ohne Ausschluß der Tag- und Nachtveilchen, Nelken und Honigblümchen von der schauerlichen Gefräßigkeit der Tiere zu schützen. Die beiden Luder aber hatten bald heraus, wie sie es anstellen mußten. Sie richteten sich auf den Hinterbeinen hoch, spannten sich den Strick und ließen sich nach vorne fallen worauf der Junge wohl oder übel nachgeben mußte, wenn er auch noch so widerstrebend tat.

So zerrten sie ihn schier durch den halben Garten, bis sie schließlich an den Bohnenstauden das Ziel ihrer Wünsche erreicht sahen.

Heinrich putzte auf der Hausbank die Schuhe. Er putzte sie auf seine Art. Er kratzte den Schmutz herunter und spuckte klatschend in die Wichsschachtel und beschmierte das Leder fingerdick. Hierauf ergriff er die Bändel und schwang daran den Schuh solange durch die Luft, bis er grau wurde vor Trockenheit. Jetzt erst machte er ihn glänzend, daß er selber die Meinung bekam, der Stiefel sei zu schade, um angezogen zu werden; er gehörte in ein Schneuztüchel gebunden und auf dem Kirchgang lediglich mehr mitgetragen.

Anton kehrte mit dem Reisigbesen den Hof. Ein hartes Stück Arbeit! So vergnüglich es auch

schien, den Besen auf der Hand zu balancieren oder ihn als Schießgewehr an die Backe zu legen, es war doch ein Ding, das einem schwere Sorge bereiten konnte. Am liebsten lehnte er sich auf den Stiel spreizte die Beine und blinzelte in die Sonne.

Martha wischte unter Zuhilfenahme von falschen Brennesseln und Zeitungspapier die Fenster. Da sie noch ein wenig zu klein war, baute sie sich aus Sesseln und Schemeln ein wackeliges Gerüst, auf dem sie dann oben stand mit roten Wangen und zausigem Haar, wie eine kleine Rebellin auf den Barrikaden.

Schließlich teilten Hedwig und Maria sich die Aufgabe, bald sowohl der bodenwichsenden Mutter als den werkenden Geschwistern im Wege herumzugehen.

So von außen also wäre die Aufteilung sehr schön gewesen Die Mutter hatte es wahrlich schlau ausgeheckt. In Wirklichkeit stellten sich freilich noch manche nicht vorherzusehende Zwischenfälle ein, welche den Erfolg gar oft ein wenig ins Wanken brachten.

Da putzte nun der Heinrich wie gesagt die Stiefel furchtbar glänzend und stellte sie befriedigt in Reih und Glied. Darauf trat er zehn Schritte zurück, um sie wohlgefällig auch aus der Ferne zu betrachten. Hernach legte er sich sogar auf den Boden, drückte das linke Auge zu und kontrollierte die Spitzen nach, auf daß ja keine zu weit vorne oder hinten sei. Siehe aber, da kam schon der Anton daher, boshaft und rauflustig schmiß er sofort etliche um, trug jedoch dann einen solch scheinheiligen Arbeitseifer zur Schau, daß er weiter gar kein Aufhebens von dem Geschehenen machte, sondern mit großen, rundgeschwungenen Wischern dem Bruder auch noch die Zehen kehrte.

Heinrich, durch die seiner nicht ganz würdigen Beschäftigung ohnedies schon gereizt, sagte mit unheimlicher Ruhe: „Mir scheint du möchtest gerne bei der nächsten Leich' die Hauptrolle spielen. Du brauchst es nur zu sagen, und überhaupt, wenn du mir noch einen einzigen Schuh umwirfst, dann kriegst du eine Watsche, daß dir neun Tage vom Teufel träumt."

„Von wem? Von dir?" fragte Anton erstaunt und stieg auf dem Besen herum.

„Von wem willst du sie sonst kriegen? Spiele nur nicht so lang mit mir herum!" Heinrich schleckte sich nach seiner Warnung unternehmerisch die Oberlippe.

„Mein Gott, von dir!" Anton lächelte mitleidig. „Dir reiß ich ja die Haxen aus wie einer Spinnerin." Er schupfte völlig verächtlich die Achseln nach vorne.

Während sie sich unschlüssig gegenüber standen, kam die Mutter mit einem Schaff Wasser heraus gelaufen. Erschrocken fuhren die Buben auseinander.

Frau Maria rastete einen Augenblick. Sie stand stille, hob das Haupt und blickte über die zwei Buben hinweg ins Blaue. Plötzlich fragte sie leise: „Spürt ihr nichts?"

„Nein!" meinten diese trocken und gafften verdutzt.

Jakob, den das Geißstallausräumen nicht recht freute, kam bereits angesaust. Schon flatterte auch Martha daher. Und siehe! Auf einmal standen alle Sieben im schönen Kreis um die Frau.

Sie lächelte und wiederholte: „Spürt ihr noch nichts?" Nun schwiegen die Kinder. Nun kräuselten sie die Stirn und dachten — dachten — dachten. Mitten aber in dieses seltsame Kinderschweigen fiel plötzlich, weich wie Orgelträumen, ein Glockenton. Ein paar Herzschläge lang zitterte er so nah, daß alle glaubten, er sinke ihnen mitten ins Herz; dann hob ihn ein Hauch mit hinweg in die Ferne. Aber schon fiel der zweite, der dritte . . . .

„Samstagläuten tut's", flüsterte Frau Maria,

„Ja", hauchten die Kinder zurück.

„Spürt ihr noch nichts?" fuhr sie weiter. Aber noch ehe eines die Antwort gefunden, fügte sie bei: „Der Sonntag klopft an. Geschwinde, Kinder, das Herz aufmachen! Geschwinde — geschwinde! Denn wer da zu spät dran ist —." Doch da brach sie unvermittelt ab, ließ die Sieben mit offenen Mündern zurück und ging sachte ins Haus . . . .

Die Gabe der Weisheit entspricht der übernatürlichen Liebe: denn die Weisheit ist die wohlgefällige Erkenntnis des höchsten Gutes, die uns seine göttliche Lieblichkeit empfinden läßt und dadurch die Liebe entzündet.

Die Gabe des Verstandes erleuchtet den wahren Glauben, verbreitet in ihm ein so helles Licht, daß wir schon in diesem Leben einen Vorgeschmack der zukünftigen Anschauung empfinden. Sie lehrt uns die Glaubensgeheimnisse verstehen und in ihre Tiefen eindringen, als ob wir sie vor Augen sähen; sie zeigt uns die Wahrheit in hellerem Lichte und treibt uns dadurch an, uns fester an dieselbe anzuschließen.

Dr. M. Scheeben

Eine kleine Verstimmung

Im Februar 1941 wurden in N. die Glocken zum Kriegsdienst eingezogen. Man meint manchmal, die Leute hätten kein rechtes Verhältnis zu den Glocken, sie hörten sie nur so obenhin und seien sich ihrer schwingenden Musikalität kaum bewußt. Aber an einem solchen Abschiedstag stelle es sich doch heraus, daß es den Herzen weh tut und daß manche Augen überlaufen, wenn die hallenden Boten Gottes, die zur Hochzeit, zur Kindtaufe, zur Leich, zum Sonntagsgottesdienst und zu allen Festen und Feiern geladen haben, von dannen ziehen müssen.

Da gibt es in N. einen alten Bauern namens Gregor, von dem noch niemand behauptet hat, er sei musikalisch. Er spielt kein Instrument, man hört ihn nie singen, und selbst das Pfeifen ist ihm fremd. Aber genau dieser Mann hat all die Jahre seit dem Glockenabschied die vier Glockentöne mit so absoluter Treue im Gedächtnis behalten, daß er sie zu jeder Tages- und Nachtzeit sozusagen im Schlaf dahersummen könnte, keine Nuance zu hoch oder zu tief. Zwar tut er es nicht, aber inwendig hat er den Vierklang aufbewahrt wie in einem Archiv

Nun kommt das Jahr 1952. Und das Dorf N. kriegt zu seiner verwaisten einzigen Glocke drei neue Glockengeschwister. Sie sind abgestimmt wie das frühere Geläute, aber als sie zum erstenmal zusammenläuten, sagt der Gregor: „Die neuen Glocken sind im Klang ganz schön, aber die Große ist eine Idee zu hoch in der Stimmung." Das sagt er zu jedem, der vorbeigeht. Die meisten Dorfleute haben ungeübte Ohren; sie meinen darum, der Gregor spinne entweder ein bissel oder er wolle sich ein wenig großmachen. Der Gregor sagt aber auch zum Pfarrer: „Die große Glocke ist um eine Idee zu hoch geraten." Und der Pfarrer verwirft das Urteil des dörflichen Glockenlauschers nicht, denn er weiß aus dem Gutachten des Glockeninspektors nur zu gut, daß die Große tatsächlich einen Achtelton zu hoch geraten ist. Das hat er noch nicht einmal dem Stiftungsrat verraten und drum wurmt es den Pfarrer, daß dieser Gregor mit seinen haarigen Ohrmuscheln ganz von selbst dahintergekommen ist und nun bei allen Leuten damit hausieren geht. So erheblich ist die Verstimmung denn doch nicht, daß man wegen dieses Achteltones ein solch Gesums machen müßte.

Das Menschenherz ist ein Kirchhof begrabener Hoffnungen.

Als aber ein paar Tage später der Achtelton sogar in der Lokalzeitung aufs Tapet gebracht wurde, da wäre aus der kleinen Glokken-Verstimmung beinahe eine große Dorf-Verstimmung geworden. Zwar hörten die wenigsten einen Mißklang heraus, aber sie redeten nun doch einmal so eifrig, eifernd und anklägerisch davon, wie wenn ihrem musikalischen Hinterkopf entschieden zuviel zugemutet würde mit diesem „verunglückten" Geläut.

Dem Pfarrer gefiel das nicht. Am anderen Sonntag kam er in der Predigt darauf zu sprechen. Wie sich da die Ohren spitzten! Es ist ja erfreulich, wie feinfühlig ihr seid, meine Pfarrkinder. Eine Achtel-Ton Verstimmung entgeht euch nicht", sagte der Pfarrer, und seine Hörer fühlten sich alle angesprochen und sogar gelobt. „Jetzt müßt ihr aber einmal denken: wenn schon ihr ein so feines Empfinden habt für eine Unstimmigkeit, wie muß dann erst unser Herrgott unangenehm berührt sein von eurem Fluchen und Lügen und Lieblosreden, von eurem schludrigen Vaterunser beim Tischgebet und eurem schläfrigen Gesang in der Kirche! Da geht die Unstimmigkeit oft sogar bis zu einem halben oder gar ganzen Ton, nicht wahr? Sicher wird euch die verstimmte Glocke daher in Zukunft das Gewissen schärfen, denn, wie gesagt, wenn schon ihr so feinfühlig seid . . . .!"

In N. geschah es dann, daß die Leute bald recht zufrieden waren mit den neuen Glocken. „Wenn man recht hinhört, ist es eigentlich gar nicht so schlimm mit der Verstimmung, der Gregor sagt auch, es falle ihm jetzt nicht mehr so auf wie im Anfang." Und weil es denn niemand mehr auffiel, redete die verstimmte Glocke auch keinem mehr ins Gewissen. Es blieb bei dem Achtelton, und es blieb leider auch bei dem Halb- oder Ganzton Unstimmigkeit in den Herzen. A. K.

Zur Arbeit, Lieb' und zur
Veredlung ward
Das Leben uns gegeben.
Fehlen die,
Was hat der Mensch am
Leben?
Hat er sie,
Was fehlet ihm?
Worüber wollt er klagen?

G. v. Herder

Soldatenbriefe von Frater Karl Zimmermann S.V.D.

(Schluß)

O.U., den 6. Dezember 1942
Gelobt sei Jesus Christus!
Meine Lieben!

Wie sehr freue ich mich, wenn ich an den schönen Urlaub zurückdenke. Und ich denke sehr oft daran zurück, denn es ist Euch gelungen, ihn mir unvergeßlich zu machen. Den meisten Soldaten ist der Urlaub nicht gerade zum Vorteil, denn sie jammern nachher, daß der Urlaub so kurz war und sie jetzt wieder im Elend sitzen. Ich jedoch erinnere mich nur, daß es bei Euch so schön war. Nur danken kann ich Euch dafür. Wie schön wird es erst sein, wenn ich für immer wieder mir und meinem Beruf gehören kann. Und wie schön wird es erst sein, wenn wir alle in der ewigen Heimat sein werden. Mir geht es jetzt wieder sehr gut hier in Rußland. Ich wohne bei einem guten alten Mütterchen. Jeden Abend kocht sie mir herrliche Salzkartoffeln und macht mir die Stube immer schön warm. Leider ist es nicht ihre Schuld, daß die heiße Luft sich nur in den oberen Regionen aufhält und ich so immer kalte Füße habe. Ein Glück, daß der diesjährige Winter milder ist als der vom letzten Jahr. Bis jetzt folgten sich warme und kalte Tage, Sturm und Windstille. Während meines Urlaubs hat sich hier so viel geändert, daß ich schon wieder vor einer Versetzung stehe. Ich muß noch sehr viel wandern, denn die Ungerechtigkeit, die man mir früher angetan hat lastet immer noch auf mir und begleitet mich auf allen Wegen. Nun mir ist es recht so, wenn nur dadurch die Herrlichkeit des Herrn verkündet wird.

Veni Domine Jesu! — Lieber Vater, verzeihe, ich schrieb den Brief nur, weil du Geburtstag hast und nun habe ich ihn fast vergessen. Nun also recht herzliche Glückwünsche zu Deinem irdischen Geburtstage, daß er der Anfang auch sei für das ewige Leben. Recht viele Gnade vor Gott und, wenn es Dir erträglich ist, ein recht langes Leben.

Dein Sohn Karl!

Rußland den 23. August 1943
Gott zum Gruß!
Meine Lieben!

Bevor ich nun schlafen gehe nach fast 5 Tagen ohne Schlaf, will ich Euch doch noch einen lieben Gruß senden, denn man kann ja nie wissen, ob es nicht der letzte Gruß ist. Am 18. Aug. eröffnete der Russe den Angriff auf Starja Russa. Ich schlief damals noch friedlich in meinem Zelt und ahnte nichts. Auch war ich noch weit hinter der Front. Nachdem ich ungefähr alle meine Verwundeten auf dem Hauptverbandsplatz verbunden hatte, bekam ich den Befehl, zur Front zu fahren. Als ich durch Starja Russa zog setzte ein Granatfeuer ein, das mich innerlich zutiefst erschütterte. Mehr kann ich nicht beschreiben. Ich lag an einer Uferböschung in Deckung und versuchte den Rosenkranz zu beten, doch ich war zu erregt, um meine Gedanken zu sammeln. Bei Dunkelheit ging es weiter zur Front. Dort gab es sehr viel Arbeit, denn die ganze Nacht mußten wir Verwundete schleppen, dazu ständiger Artilleriebeschuß. Am zweiten Tag kam ich in die vorderste Kampflinie. Jetzt rechne ich nicht mehr, daß ich von da heil zurückkomme. Gestern erlebte ich Haarsträubendes, eine Kopflosigkeit, Maulheldentum und Großprahlerei. Also um 4 Uhr werden wir hinausgescheucht, der Russe greift an. Wir warten bis 7.30 Uhr. Da setzte ein Granatfeuer ein, welches mich veranlaßte, mit dem 22. Aug. mein Leben als abgeschlossen zu betrachten. Der Russe beschoß unseren Bunker ganz beharrlich, jede Minute ein Schuß, Kaliber 30 cm. Aber der Bunker war gut. Ich saß in einer Ecke und betete den Rosenkranz und fand Todesnähe und -frieden. Auf einmal ein Knall, eine Flamme und der Bunker dunkel voller Erde. Es war ein Einschlag vor der Tür und alle stürzten ins Freie. Ich leuchtete die Trümmer ab, aber niemand war verwundet. Als endlich eine Feuerpause eintrat versuchten wir die Trümmer wegzuschaffen. Doch bald setzte der Beschuß noch schlimmer ein als zuvor. Plötzlich schrie jemand von draußen: alle raus, der Russe kommt. Einige taten es, viele blieben drinnen. Jetzt bekam ich Todesnot, denn ich sah vor der Tür Russen vorbeistürmen. Sie schossen in den Bunker und warfen Handgranaten, wir erwiderten das Feuer und so floß viel Blut. Bald waren 5 Mann im Bunker verwundet und ich mußte sie betreuen. Da wurde ich auch wieder ruhig. Durch die Tür konnte man nach Starja Russa sehen und sehen wie die Russen dort stürmten. Bei unserem Bunker stand immer noch ein Russe, der Handgranaten ins Innere warf. Merkwürdig, die explodierten direkt vor meinen Füßen, mir aber geschah nichts. Dann lange Ruhepause. Schließlich wagte es einer von uns, nach draußen zu gehen, doch er sank in der Tür getroffen zusammen. Ein jeder von uns dachte an sein Ende: zumal der Russe, den Bunker anzündete. Das war unsere größte Not. Ich betete: „Großer Gott wir loben Dich", und freute mich schon auf

den Himmel. Dann kam wieder eine Handgranate und neben mir sank einer hin: Hals aufgeschlagen und sofort verblutet. Nach zwei Stunden gelang es unseren Truppen, die Russen zurückzuwerfen und wir konnten unseren Bunker wieder verlassen. Nun zum Ende, ich wage nicht zu hoffen, daß ich noch einmal von hier heil herauskomme. Vielleicht ist es der Wille Gottes, daß ich falle. Er ist der Herr und kann über uns verfügen, sein heiliger Name sei gepriesen. Ich hatte ihm schon alles geopfert, damit ich wenigstens im Tode ein ihm wohlgefälliges Opfer bereite.

So lebet also wohl in der Liebe unseres Herrn Jesus. Haltet fest am Glauben an ihn und hoffet auf ihn, ihn habt lieb aus ganzem Herzen, Gemüt und Verstand. Auch empfehle ich Euch dem Schutz der lieben Gottesmutter. Betet viel für mich. Recht herzliche Grüße — Euer Karl.

Veni Domine Jesu! Komm Herr Jesus.

(Wenige Stunden nach dem Schreiben dieses Briefes wurde Frater Zimmermann durch eine einschlagende Granate so schwer verwundet, daß er auf der Stelle verblutete. **R. I. P.** Die Red.)

Ihr sollt hassen!

Als der Erlöser die Erde betrat, erkannte ihn die Menschheit nicht. Das auserwählte Volk lauschte auf Worte der Rache und des Hasses aus seinem Munde. So verstand es seine Botschaft nicht: „Ihr sollt lieben!"

Was er forderte, hat er gelebt. Und bis in die Neuzeit hinein pries man die Liebe als das Höchste und Heiligste. Nur lebte man nicht danach. So blieb von ihrem glühenden Feuer nur noch lauwarme Erotik und Heuchelei. Das war die Zeit der neuen Messiase. Sie schürten eine andere Flamme und riefen: „Ihr sollt hassen!" Man schlug sich die Köpfe ein, zündete die Häuser an und zerbombte die Städte. Dabei kamen auch einige Haßpropheten um. Nicht alle. Und die Überlebenden lehren weiter: „Ihr sollt hassen!" So z.B. in der Tschechoslowakei. Die tschechische Zeitung „Rude Pravo" schreibt: „. . . Als die Kinder in der Religionsstunde lernten „Du sollst nicht töten" und „Liebe deine Feinde", wurden sie von quälenden Zweifeln befallen. Der Pionier Josef Mika meldete sich und fragte: „Sollen wir auch die amerikanischen Imperialisten lieben, die koreanische Kinder morden?" Worauf Religionslehrer Marsalek zur Antwort gab, die Kirche gebiete, auch die Feinde zu lieben. Die umstürzlerische Tätigkeit, die Marsalek in den Religionsstunden entfaltete, ging so weit, daß er eines Tages auf der Anklagebank saß. Marsalek wurde zu 15 Jahren Zuchthaus verurteilt! Auch in der Ostzone hört man diesen Ruf. Fritz Schneppe studierte an der Universität Halle. Er war Vertrauensstudent der evangelischen Studentengemeinde und stellte öfters unbequeme Fragen. Deshalb beschloß die F.D.J. ihn „abzuschießen". Man fragte im „harmlosen" Gespräch, ob sich die Feindesliebe auch auf Ridgway, Adenauer und andere Kriegshetzer erstrecke. Fritz gab die Antwort eines Christen: „Liebet eure Feinde, dieses Gebot kennt keine Grenzen." Mit dieser „seltsamen Liebe des Studious Schneppe" (wie sie die sächsische SED-Zeitung „Freiheit" anprangert) war das Urteil über ihn gesprochen.

Es dauerte zwar noch ein paar Wochen, denn die Fakultätsversammlung war anderer Meinung. Aber schließlich erklärte der Prorektor, solche „Liebesgefühle" könnten bei Studenten nicht geduldet werden. Und Fritz Schneppe wurde die Studienerlaubnis entzogen, weil er gesagt hatte: „Liebet eure Feinde!"

Die erste große Eigenschaft der Kommunisten ist es, dem Tode entgegentreten zu können. Und ich, der ich Katholik bin, sollte mich in beschämender Weise ans Leben klammern unter dem Vorwand, mich aufzusparen, um der Kirche in Zukunft dienen zu können? Ein Christ, der seinen Gott verraten kann, ist nur imstande, auch die Kirche und den Staat zu verraten. Die Kommunisten sagen gern: „Für einen Mann, der fällt, erheben sich zehntausend andere." Und ein Katholik sollte vergessen, daß das Blut der Martyrer die Saat der Christen ist?

(Aus der Ansprache eines chinesischen Priesters vor seiner Verhaftung durch die Kommunisten)

Die heilige Lioba

Wie die heilige Lioba war erschließt sich am unmittelbarsten aus einem innigen Brief, den sie einst aus England an ihren in der Ferne wirkenden Bruder Bonifatius sandte. Sie schrieb darin von ihrem Vater Dino, der damals schon acht Jahre tot war, von der Mutter Ebba, die kränkelte, und sagte dann von sich selbst: „Ich bin meiner Eltern einziges Kind; und wenn ich dessen auch nicht wert bin, so bitte ich Dich doch, daß Du mein Bruder seiest. Denn ich habe zu keinem Menschen solches Zutrauen wie zu Dir. Ich lege Dir ein kleines Geschenk bei, nicht als ob es Deiner Hoheit würdig wäre, sondern daß Du meiner Kleinheit gedenkest und mich bei der weiten Entfernung nicht vergissest. Möge das Band wahrer Liebe für immer zwischen uns geknüpft sein. — Lebe wohl, lebe wohl, lebe glücklich und bete für mich."

Bonifatius, der andauernd Helfer und Helferinnen aus der Heimat benötigte, rief diese Leobgytha ebenfalls nach Deutschland. Sie kam, andere Schwestern folgten und Bonifatius errichtete ihnen in Bischofsheim ein Kloster, das eine Pflanzschule christlichen Frauentums wurde. Beten und Singen, Studium und Unterricht, Schreibkunst und Handarbeit bildeten das fromme Tagewerk. Bonifatius nahm am Gedeihen dieser Gründung steten Anteil, und seinem Wunsche folgend blieben die Schwestern auch nach seinem Tode in der Fremde, die ihnen um Gottes willen zur Heimat geworden war. Als Lioba um 780 starb, fand sie ihre Ruhestätte in der Nähe des Bonifatiusgrabes zu Fulda; 838 wurden ihre Gebeine in die Kirche auf dem dortigen Petersberg übertragen.

Für die bildliche Darstellung der heiligen Lioba bestimmend war ein Traum, den ihre schon betagte Mutter vor der Geburt des Töchterleins hatte. Sie sah auf ihrem Schoß ein Glöcklein, wie man solche in der Kirche gebrauchte, hob es auf und ließ es mit hellem Klange läuten. Sie gelobte daraufhin, wenn sich ihr heißer Wunsch noch erfüllen würde, das Kind Gott und seinem Dienste zu weihen. Lioba trägt darum auf Bildern häufig ein Glöcklein als bezeichnende Beigabe.

Wohl wegen dieser Muttersorgen und -freuden, zu der sie selbst Anlaß bot, wurde die heilige Lioba später als Patronin der kleinen schwachen Kinder angerufen. Im Liobabuch, das der Tauberbischofsheimer Franziskaner Caspar Liebler 1683 herausgab, findet sich ein Bild dazu, ferner sagt der Pater: Gott, der Herr des Lebens und des Todes, läßt seine Allmacht von uns armseligen und im Elend steckenden Menschen erbitten. Er hat Wohlgefallen daran, daß wir unsere Anliegen durch seine Heiligen vor sein Angesicht tragen lassen. Wenn betrübte Mütter ihre kleinen, unmündigen und schwachen Kinder in das steinerne Grab legten, welches vor vielen Jahren den Leib der heiligen Lioba als liebenswerten und köstlichen Schatz verwahrte, erhörte Gott schon oft ihr zuversichtliches Gebet und ihre herzzerbrechenden Seufzer. — Wegen dieses Brauches erhielt das leere Grab den Namen „Schrelstein", in seiner Nähe hing man Kinderkleidchen als Weihegaben auf.

In dem genannten Gebetbuch weist ein weiteres Bild auf folgenden Wunderbericht hin: Einmal wütete ein schreckliches Gewitter mit einem furchtbaren Sturm. Unter dem Zucken der Blitze, dem Krachen des Donners und dem Brausen des Windes wurde es am hellen Tag Nacht; das Volk eilte, schnell das Vieh nach Hause zu bringen, damit es nicht zu Grunde ginge. Als aber der Sturm immer ärger tobte und die Furcht aufs höchste stieg, eilten die Bewohner des Ortes voll Verzweiflung in die Klosterkirche, um dort das Jüngste Gericht zu erwarten, das, wie sie meinten jetzt kommen müsse. Während hier die Leute sich durcheinander drängten und schrien, erschien die heilige Lioba und ermahnte sie zu Gottvertrauen und Gebet. Da aber Dunkelheit und Sturm, Blitz und Donner noch immer zunahmen und bei dem Wüten der Elemente jeden Augenblick das Gebäude zusammenzukrachen schien, trat die hl. Thekla zur Äbtissin mit den Worten: „O Liebe, Liebe, auf dir beruht die Hoffnung des Volkes. Rufe deine Patronin, die heilige Jungfrau Maria, an, daß wir durch ihre Fürbitte aus diesem Sturm gerettet werden!" Da legte Lioba den Mantel ab, trat vor die Kirchentüre, machte das Kreuzzeichen und rief den Namen Gottes an. Und sofort zeigte sich das Walten der Gnade, Sturm und Gewitter legten sich und der helle Himmel kam wieder zum Vorschein.

Wie manchem Menschen, sagte der oben genannte Franziskaner, jagt das rasende und bollernde Ungewitter, der schlagende Donnerkeil, der blitzende Feuerstreich so mächtige Schrecken ein, daß er sich im tiefsten Keller und allerfinstersten Winkel verkriecht. Darum hat er für fromme Seelen eine Reihe von Gebeten zusammengestellt, mit denen Liobas Beistand angerufen werden kann. Weil etliche lieber in lateinischer Sprache beten, schickt er eine lateini-

sche Fassung voraus. Wenn also das Unwetter wütet, möge man sich zum Betstuhl begeben, füglich eine geweihte Kerze in die Hand nehmen und sich auf die Knie werfen. Dann möge man von den gebräuchlichen Gebeten sprechen, unter denen sieghafte Anrufungen des Kreuzes, der Eingang des Johannesevangeliums, Psalmen und Bitten zu Maria und allen Heiligen sich folgen. Ein Gebetchen zur heiligen Lioba lautet: „Sei gegrüßt, du helles Glöcklein, heilige Jungfrau und Gespons Christi, Lioba, wir bitten dich, laß uns deiner vielwerten Verdienste teilhaftig werden. Denn wir setzen unser Vertrauen auf dich, daß du, wie du zu deinen Lebzeiten ein schweres Gewitter durch das heilige Kreuzzeichen abgewendet hast, uns auch zu dieser Stunde deine liebreiche Hilfe wollest spüren lassen und dieses Ungewitter ohne Schaden von uns abwendest." Pater Liebler dichtete auch ein Lied zu Ehren der Patronin des Taubergrundes, worin der Kehrreim steht: „Vor Donner, Blitz und groß' Gefahr jetzt und fürhin uns bewahr!"

Wie es ein weiterer Abschnitt ihrer Legende nahe legt, rief man Lioba auch an, wenn man unter böswilliger Verleumdung zu leiden hatte. An der Klosterpforte saß häufig eine Bettlerin, spielte die Gelähmte und empfing von den Schwestern Nahrung, Kleidung und was sie sonst bedurfte. Diese lasterhafte Heuchlerin gebar heimlich ein Kind und warf es in den Mühlenweier des Klosters, so daß sich der Verdacht des Volkes auf die fromme Gemeinschaft richten mußte. Lioba versammelte daraufhin ihre Getreuen und betete: „Herr Jesus Christus, König der Jungfrauen, Freund der Reinheit, unbesiegbarer Gott, zeige deine Kraft und erlöse uns von dieser Schmach!" Kaum hatte sie so gerufen, drängte sich die Übeltäterin zu ihr hin und bekannte offen ihre Schuld. Die Dienerinnen Gottes weinten vor Freude, alle aber priesen die Macht des Erlösers und Liobas Verdienst. Der Ruhm des Klosters aber, den der böse Feind hatte schmälern wollen, erglänzte nur um so heller.

Von anderen Wundern wird noch aufgezählt, Lioba habe zur Behebung einer Feuerbrunst geholfen. Immer habe sie Salz aufbewahrt, das der heilige Bonifatius geweiht hatte. Als nun ein Feuer die strohgedeckten Häuser ergriff, ließ sie ein Gefäß voll Wasser schöpfen, tat von dem Salz hinein und hieß die Leute, das Wasser wieder in den Fluß zu schütten. Als man nachher erneut an die Löscharbeit ging, wurde man des Brandes erstaunlicherweise Herr. — An Willeswinda vollbrachte Lioba eine Krankenheilung. Diese konnte wegen einer schlimmen Krankheit nicht im Kloster bleiben und war in ihr Elternhaus in Tauberbischofsheim zurückgekehrt. Als sie schon im Sterben zu liegen schien, kam Lioba und segnete ein wenig Milch. Davon flößte sie der Heimgesuchten einige Tropfen ein, worauf sie alsbald genaß und ins Kloster zurückkehrte. — Am Grab der Heiligen soll sich folgendes ereignet haben: Ein Spanier war, Heilung suchend, auch nach Fulda gewalfahrtet und sah während des Gebetes, wie Lioba ihn zu Bonifatius führte. Als dieser über ihn das Kreuzzeichen machte, sei ihm aus den Kleidern ein schwarzer Vogel entflohen; zuerst glich er einer Drossel, dann einem schwarzen Hahn, zuletzt nahm er die Gestalt eines kleinen Mannes an und ging so zur Kirche hinaus.

In Tauberbischofsheim hatten sich 1629 die Franziskaner niedergelassen. Sie bemühten sich um die Verehrung der heiligen Lioba und besonders auch um Reliquien von ihr. Zwar waren in Fulda, als man 1613 wieder einmal das Grab der Heiligen öffnete, nur noch geringe Reste gefunden worden; trotzdem gab man die Hoffnung nicht auf. 1631 hatte das Ersuchen keinen Erfolg, weil alle Kirchenschätze und Heiligtümer aus Fulda geflüchtet waren. Erst nach dem 30jährigen Krieg, im Jahre 1655, erhielt man ein halbes Schulterblatt und einige andere Teile. In feierlicher Prozession, mit lieblicher Musik und höchster Herzensfreude holten die Tauberbischofsheimer am 1. Mai, wo man im Kalender auch Liobas Genossin, der heiligen Walburga, gedenkt, die neu erworbenen Heiltümer in Impfingen ab und geleiteten sie in ihre Stadt. Schon im nächsten Jahr baute man eine neue Franziskanerkirche, wo Lioba Mitpatronin wurde. 1661 schenkte der Kurfürst von Mainz auch noch den Kiefer der Heiligen dorthin. Besonders feierlich wurde deshalb ihr Festtag begangen, bei einer Prozession die Reliquien mitgetragen und im Gotteshaus dem Volk zum Kusse dargeboten. Aber seit 1803 das Franziskanerkloster aufgehoben wurde, gingen die wichtigsten davon verloren.

Unvermindert, wenn nicht gewachsen, ist die Andacht zur heiligen Lioba. Schon Liebler sagte, es sei ein löbliches Herkommen, diejenigen von unseren Voreltern zu rühmen und zu loben, die sich wohl und ehrlich gehalten haben, die in großer Heiligkeit lebten und den Nachkommen mit herrlichem Tugendglanz voranleuchteten. Zu denen aber gehörte die heilige Lioba, die aus Liebe zu Gott und den Menschen ihr eigenes Vaterland verließ, große Gefahr und mühsame Reisen auf sich nahm und hellscheinende Strahlen eines heiligen, ja wundertätigen Wandels von sich warf. Lioba gehört zu den Heiligen der Erzdiözese, des Frankenlandes und besonders Tauberbischofsheims, wo man jüngst ihr zu Ehren auch einen neuen Brauch aufnahm, indem man an ihrem Feste Brötchen für die Kinder segnet.

Einer Mutter Sohn

von Hans Bahrs

Als ihr Sohn in einer dunklen Nacht erschossen wurde, da er nichtsahnend auf dem Heimweg von der Spätschicht die Brücke passierte, flüchtete der Täter. Aber seine Spuren konnte er nicht verwischen. Gerade am Tage, als sein Opfer zu Grabe getragen wurde, ereilte ihn der Zugriff der strafenden Gerechtigkeit. Einer, der es gut mit ihr meinte, erzählte der gebeugten Mutter, die ihren Ernährer verloren hatte, von der Verhaftung des Täters. Aber die Mutter war aus dem Holz derer geschnitzt, die ihr eigenes Leid über fremden Leid vergessen können. Sie sagte: „Auch er ist einer Mutter Sohn! Seine arme Mutter!“ Sie kannte den Mann nicht, der mit kaltblütiger Ruhe ihren Sohn ermordet hatte, weil er in seiner Rechtschaffenheit und Unbestechlichkeit dessen ehrgeizigen Plänen im Wege stan. Sie wollte nicht einmal seinen Namen wissen und lehnte es auch ab, als Nebenkläger vor dem Gericht gegen den Mörder aufzutreten. „Dadurch wird mein Sohn nicht wieder erweckt!“ sagte sie nur.

Vor dem Gericht wurde das schwere Verbrechen aufgehellt und forderte gebieterisch Sühne. Als die Todesstrafe verhängt wurde, waren alle Unbeteiligten, die diesen Prozeß verfolgt hatten, von der Richtigkeit des Spruches überzeugt. Hier durfte keine Milde walten. Der Abgrund, der sich aufgetan hatte, durfte nicht zu einem bösen Beispiel werden.

Am Tage der Urteilsverkündigung steckte einer der Mutter des Getöteten eine Zeitung zu. Sie wollte aber nicht darin lesen. Der sie ihr brachte, war unerbittlich. Er las ihr eine Stelle aus dem Gerichtsbericht vor, die sie plötzlich erschauern ließ. „Den Tod?“ fragte sie erschrocken. „Nein, das darf nicht sein! Wir sollen nicht richten! — Wer kann in ein Menschenherz hineinsehen? Wer weiß um die tausend Verführungen, denen der Täter, vielleicht erst nach langem Kampf, erlegen ist?“

Dann las sie das Blatt doch. Darin stand eine Stelle, die sie bis ins Innerste erschütterte. Von der Mutter des Mörders war die Rede. Man berichtete, daß sie während der ganzen Verhandlung niemals ein Auge von ihm gelassen habe. Bei der Urteilsverkündigung brach sie zusammen. Sie schrie: „Er ist nicht schlecht, mein Junge! Warum habt ihr ihn das Töten gelehrt?“

Keiner der Zuhörer hatte die Berechtigung ihrer Frage bezweifeln können. Das war es, was die Mutter des Getöteten zu seiner Mutter trieb. Das war es, das alle, die es vernahmen, nur mit einer ehrfürchtigen Erschütterung im Herzen erfüllen konnte.

Die Mütter begegneten sich. Und die Mutter des Getöteten handelte an der Mutter, die den Mörder einst geboren, wie an einer Schwester. Das Urteil wurde nicht vollstreckt.

„Um der Mutter willen begnadigt ihn! Auch er ist einer Mutter Sohn! — Versteint nicht durch eure Gerechtigkeit noch ein zweites Mutterherz!“ So hatte die arme Frau für den gebeten, der in diesem Augenblick noch ärmer war als sie. Er hatte nur noch sein Leben anzubieten, das nach dem Gesetz verwirkt war. Sie aber vermochte mehr. Sie durfte verzeihen. Da verzichtete auch die fordernde Gerechtigkeit des Staates auf die Vollstreckung des Urteils. Der Mörder wurde zu einer hohen Freiheitsstrafe begnadigt.

Er wird sein Lebenlang schwer an der Liebe der fremden Mutter zu tragen haben.

Das wahre Frauenrecht

Das Recht, zu dienen und zu lieben,
Das Recht, Barmherzigkeit zu üben,
Das Recht, die Kindlein sanft zu hegen,
Zu zieren, lehren, mahnen pflegen,
Das Recht, wenn alles schläft zu wachen,
Das Recht, im Dunkel Licht zu machen,
Das Recht, gekrönt mit sanfter Würde,
Zu tragen anderer Last und Bürde,
Das Recht, wenn trübe Zweifel walten,
Den Glauben fest und treu zu halten,
Das Recht, ohn' Ende zu verzeih'n,
Das Recht, ein ganzes Weib zu sein,
Voll wahrer Güte fromm und recht,
Das ist das schönste Frauenrecht!

Dora Rappord

Diese von Dogma und Eucharistie genährte Generation wird große Dinge vollbringen. Aber sie muß noch Maria entdecken.

Ein

Opfer des Beichtgeheimnisses

von Joseph Spillmann S. J.

Fortsetzung

Dann brachte der Herr Regens die Rede auf die Zukunft, und nachdem Frau Jardinier ihm ihre große Not geklagt hatte, antwortete er freundlich nickend: „Gerade, wie ich es mir gedacht! Die Verurteilung mußte Ihre gegenwärtige Stellung unmöglich machen. Aber Mut! vielleicht läßt sich helfen. Sehen Sie, ich habe Ihretwegen mit dem guten Pfarrer von La Grange geredet, der vor Gericht ein so glänzendes Zeugnis für unsern lieben Abbe Montmoulin, seinen ehemaligen Vikar, abgelegt hat. Er läßt Sie fragen, ob Sie seine Haushaltung führen wollen, und ist auch gernebereit, Ihrer vortrefflichen Mutter ein kleines Stübchen in seinem geräumigen Pfarrhause zu überlassen. Ich hoffe, das wird Ihnen zusagen. Denken Sie darüber nach; Sie brauchen nicht heute schon zu antworten. Nun, von den Kindern werden Sie sich schon zeitweilig trennen müssen; aber das tun ja fast alle Eltern, wenn sie dieselben einer Unterrichtsanstalt anvertrauen. Für das Mädchen hoffe ich einen Freiplatz bei den Josephsschwestern von Arles zu erhalten, wo Julie eine ihren Verhältnissen entsprechende Erziehung empfangn wird. Und mein kleiner Charles, dem seine Lehrer ein so gutes Zeugnis ausstellen, wird sich gewiß freuen, in der Apostolischen Schule von Marseille Aufnahme zu finden. Er ist freilich noch etwas zu jung; aber auf die Empfehlung des Herrn Erzbischofs wird man gerne eine Ausnahme machen. Was sagen Sie dazu?“

Was konnten die Frauen anders sagen, als von ganzem Herzen ihren Dank aussprechen? Auch die Kinder, die man jetzt herbeirief, waren mit dem Vorschlage sehr zufrieden. Julie war alles recht, wenn sie nur möglichst rasch von Aix fortkam, wo sie sich schämte, über die Gasse zu gehen, und Charles sage: „Dann werde ich um so rascher Missionär, und weißt du, Mama, wenn ich in Marseille bin, habe ich immer Gelegenheit, mit einem Schiffe zu den Wilden zu fahren, sobald meine Lehrer mich dessen würdig erachten.“

Der Herr Regens wollte sich verabschieden, als der Rechtsanwalt Meunier gemeldet wurde. Der Eintretende bat den Herrn Regens, noch einen Augenblick zu bleiben, da ihm sehr daran liege, auch seine Ansicht über eine Frage zu vernehmen, welche er den beiden Frauen vorlegen wolle.

Der Rechtsanwalt erklärte zunächst, daß er nach Rücksprache mit Abbe Montmoulin und einigen seiner Kollegen von einer Appellation Abstand genommen habe, da dieselbe voraussichtlich doch erfolglos wäre und nur große unnötige Kosten verursachen würde. „Entscheidend war für mich der Wille unseres lieben Abbe, der von einer Appellation nichts wissen wollte“, sagte Herr Meunier. „‚Wenn die Appellation Erfolg hätte, so müßte ich noch einmal vor Gericht gestellt werden, und das mag ich nicht‘, antwortete mir ihr Sohn. ‚Es ist hohe Zeit, daß man aufhört, über das Ärgernis, das an meine Person geknüpft ist, zu reden und zu schreiben. Eine neue Gerichtsverhandlung, welche doch wahrscheinlich wieder mit einer Verurteilung enden würde, müßte das Ärgernis in noch weitere Kreise tragen und der Erinnerung tiefer einprägen. Von der Qual, welche eine solche Gerichtsverhandlung für den Angeklagten bedeutet, will ich gar nicht reden. Nein, lieber sterben als appellieren, da es mir leider nicht möglich ist, meine Unschuld klar nachzuweisen. Vielleicht wird man doch dem letzten Worte des Sterbenden glauben.‘ — So sagt unser lieber Dulder, und ich kann ihm nicht ganz unrecht geben. Ich fragte ihn dann, ob er nicht ein Gnadengesuch einreichen wolle; es würde nicht schwer halten, hier in der Stadt und Umgebung Unterschriften zu seinen Gunsten zu erhalten. Auch davon wollte er nichts wissen, und ich bin nun gekommen, um Ihre Meinung über diesen Punkt zu hören, und freue mich sehr, den hochw. Herrn Regens hier zu treffen, dessen Ansicht ich jedenfalls auch eingeholt hätte.“

Der Herr Regens bat die Mutter des Verurteilten, ihre Meinung zuerst zu sagen. Frau Montmoulin frage nach kurzem Nachdenken: „Und wenn das Gnadengesuch angenommen würde, welches wäre dann das Los meines Sohnes?"

Der Rechtsanwalt zuckte mit den Achseln und antwortete: „Nun, er würde jedenfalls von der Guilotine freigesprochen und könnte es so vielleicht erleben, daß seine Unschuld durch einen glücklichen Zufall an den Tag käme. Alles ist besser als der Tod!"

„Würde es ihm erlaubt sein, in einem Kerker eingesperrt sein Leben zu verbringen?" fragte die Mutter weiter.

„Das darf ich Ihnen nicht versprechen", entgegnete Herr Meunier traurig. „Es ist anzunehmen, daß er von der schwersten Strafe zu der nächschweren begnadigt wird — zu Zwangsarbeit auf Lebensdauer oder zur Deportation."

„Meinen Sohn in der Sträflingsjacke und mit Ketten beladen, eine schwere Eisenkugel an seinem Fuße, auf offener Straße mit andern Galeerensträflingen schmachvolle, entehrende Arbeit verrichten sehen — und die Leute zeigen mit Fingern auf ihn und sagen: ‚Seht, das ist ein Priester!' — Nein, dazu kann ich nicht raten! Das müßte für meinen Francois schlimmer sein als der Tod! Das ist in meinen Augen keine Begnadigung. Was denkst du davon, meine Tochter? Möchtest du deinem Bruder so auf der Straße begegnen?"

„Nein, Mutter, ich denke wie du!" antwortete Frau Jardinier. „Wir wollen keine Bitte um Begnadigung einreichen, namentlich nicht, da Francois selbst darauf verzichtet."

„Und ich würde an seiner Stelle ebenfalls darauf verzichten", sagte der Regens. „Wie ich Ihnen schon erklärte, betrachte ich seinen Tod als eine Art Martyrium. Wer würde Schritte tun, um die Marterkrone zurückzuweisen, wenn sie ihm so nahe winkt?"

„Soviel ich Abbe Montmoulin verstanden habe, sind seine Gründe genau die Gründe seiner Mutter, die auch von Ew. Hochwürden gebilligt werden", sagte der Rechtsanwalt. „Gut! Verzichten wir also auf das Gnadengesuch und treten wir dem Opfertode, dem sich Ihr edler, unschuldiger Sohn unterziehen will, nicht hindernd in den Weg."

Einundzwanzigstes Kapitel

Ein noch schwereres Kreuz

Das heilige Osterfest war nun vorüber und die Osterwoche Tag für Tag verflossen. Der Verurteilte war auf den Tod vorbereitet und hatte nach Schluß der Feiertage stündlich die Anzeige erwartet, morgen solle das Urteil an ihm vollstreckt werden.

Er war vollkommen gefaßt und ruhig. Die Wärter erklärten, noch niemals einen zum Tode Verurteilten gesehen zu haben, der seiner letzten Stunde so unerschrocken entgegenging. Da war kein lautes Prahlen mit vorgeblichem Todesmut, kein unruhiges Hin- und Hergehen in der Zelle, kein kleinmütiges Zagen und Verzweifeln, kein Schmähen auf Richter und Geschworene, kein stoisches Hinbrüten und kein Jammern und kein Klagen. Der Verurteilte war wohl ernst und betete viel, aber er war nicht traurig; im Gegenteil, mitunter schien er sogar von einer stillen, edlen Freude verklärt, welche sich die Gefängniswärter nicht erklären konnten. Hätten sie in sein Inneres blicken können, so würden sie gesehen haben, daß die Natur freilich vor dem schmachvollen und gewaltsamen Tode zurückbebte, daß aber die Ursache dieses Todes ihn mit wahrem Troste erfüllte.

„Ich sterbe als ein Opfer meiner Priesterpflicht", sagte er sich mit vollem Rechte. „Mein Tod wird von der Kirche als ein wahrer Martertod betrachtet, so gut wie der Tod des hl. Johannes von Nepomuk. Die Kirche lehrt, daß ein solcher Tod alle Sünden und alle Sündenstrafen tilgt, und daß die Seele des Glücklichen, der ihn erleidet, sofort mit der Krone der Märtyrer geschmückt in die ewigen Freuden eingeht. Im Lichte des Glaubens betrachtet, gibt es also keinen glücklicheren Menschen als mich, und ich habe nur zu fürchten, daß ich dieses höchsten Glückes nicht würdig bin."

Das war die Seelenstimmung Abbe Montmoulins seit seiner Verurteilung. Er brachte Gott das Opfer seines Lebens und betete, daß dasselbe angenommen würde. Mehr noch die Hoffnung auf die nahe herrliche Krone als die Furcht vor dem schmachvollen Leben eines Galeerensträflings ließ ihn den Vorschlag des Herrn Anwalts, ein Gnadengesuch einzureichen, unbedingt zurückweisen, und Herr Meunier, dem er freilich den entscheidenden Grund nicht verraten durfte, hatte ihn dennoch richtig erkannt, wie wir bereits erfahren haben. „Ich verstehe Sie", hatte ihm auch der Herr Regens bei seinem Besuch gesagt, „und ich würde an ihrer Stelle ebenso handeln. Sie sind in der Tat nicht verpflichtet, positive Schritte um Abwendung des Todes zu tun, wenn mit demselben für Sie ein größeres Gut verbunden ist."

Diese Worte des greisen Priesters hatten den Verurteilten wirklich getröstet und ihm ein Gewissensbedenken genommen, welches ihn mitunter beunruhigte. Noch süßeren Trost erhielt er durch die heilige Kommunion, welche ihm der Herr Regens auf das Verwenden seines Jugendfreundes, des

Präfekten des Departements, wiederholt bringen durfte. Auch die Nachrichten von der Freilassung seiner Mutter und Schwester und deren Versorgung im Hause seines lieben Pfarrers La Grange gereichten ihm zu großem Troste. So sah er mit Ruhe der ernsten Stunde entgegen, welche ihn auf das Blutgerüst und vor den Richterstuhl Christi rufen würde, der ja seine Unschuld kannte.

Der Weiße Sonntag, an welchem der gute Pfarrer mit Wehmut der Kinder denken mußte, die er zur ersten heiligen Kommunion vorbereitet hatte, nahte inzwischen. Er sollte sie nicht mehr sehen, sagte er sich. Und was werden sie von mir denken? Und meine Pfarrkinder? Werden sie wirklich glauben, einen Raubmörder zum Seelsorger gehabt zu haben? Er bat um Schreibzeug und schrieb an die Erstkommunikanten und an alle Pfarrkinder einen rührenden Brief, auf daß derselbe mit Erlaubnis des Erzbischofs am Sonntage nach seiner Hinrichtung verlesen werde. Auch an den Erzbischof selbst, an seinen väterlichen Freund, den Regens, und an seinen Verteidiger schrieb er Worte des Dankes und des Abschiedes. Schließlich sagte er in einem Abschiedsbrief Mutter und Schwester Lebewohl, indem er sie bat, sich selbst und ihm den Schmerz zu ersparen, ihn vor seinem Tode noch einmal zu sehen. Im Leben und Tode seien sie doch vereint, und statt des qualvollen Wiedersehens vor dem Tode wollten sie sich der freudigen Wiedervereinigung nach dem Tode getrösten. Diesen letzten Brief bat Abbe Montmoulin gleich zu bestellen; die übrigen sollen erst nach seiner Hinrichtung besorgt werden.

Am nächsten Morgen wurde der Verurteilte gefesellt aus seiner Zelle nach einem größeren Saale des Gefängnisses geführt. „Geht es zum Tode?" fragte er doch etwas bleicher als gewöhnlich die Wärter, die ihn begleiteten.

„Sie werden es gleich hören", lautete die Antwort.

In dem Saale fand Abbe Monmoulin das Gerichtspersonal versammelt. Auf einen Wink des Präsidenten verlas der Gerichtsschreiber noch einmal das Todesurteil. Dann fügte er bei, da die Frist für eine Appellation unbenutzt verstrichen sei dasselbe inzwischen rechtskräftig geworden.

Der Präsident fragte nun, ob er in der Unterlassung einer Appellation das Zugeständnis erblicken dürfe, daß der Verurteilte die Todesstrafe als verdient anerkenne.

Dagegen erhob sich der Priester feierliche Einsprache und beteuerte abermals seine volle Unschuld. Gerne räume er ein, daß das Gericht im guten Glauben gehandelt habe und durch die Umstände ohne Schuld irre geführt sei. Aber man möge wenigstens jetzt, da er keine Aussicht habe, durch Leugnen sein Leben zu retten, und im Begriffe stehe, vor den ewigen Richter zu treten, der feierlichen Versicherung glauben, daß er unschuldig sterbe.

Diese mit Ruhe und heiligem Ernste gesprochenen Worte machten selbst auf den Staatsanwalt einen sichtbaren Eindruck. Nach einer Pause zog der Präsident ein Schreiben hervor und erklärte, in Übereinstimmung mit seinen Mitrichtern, deren Mehrzahl, im Gegensatze zum Wahrspruche der Geschworenen, von dem beigebrachten Schuldbeweise nicht völlig überzeugt gewesen sei, und namentlich im Hinblick auf das unbescholtene Vorleben des Verurteilten habe er es für seine Pflicht erachtet, um Begnadigung einzukommen. Seine Bitte sei in der Tat gewährt und der Verurteilte als Sträfling zur lebenslänglichen Deportation nach Neu-Caledonien begnadigt. Der Gerichtsschreiber möge das neue Urteil, das hiermit sofort rechtskräftig werde, dem Begnadigten verlesen.

Aber Abbe Montmoulin, der das Todesurteil ohne Wanken gehört hatte, taumelte und wäre wie vom Schlage getroffen zu Boden gestürzt, wenn nicht einer der Gendarmen rasch herzugesprungen wäre und ihn gehalten hätte. Man mußte ihn sich setzen lassen, ehe er seine Fassung so weit gewonnen hatte, daß er dem bestürzten Präsidenten mit abgebrochenen Worten für dessen gewiß in bester Absicht um seinetwillen gehabte Mühe danken konnte. „Gott weiß es Herr Präsident, Sie haben mir eigentlich durch diese Begnadigung einen schlechten Dienst erwiesen. Ich glaubte mein Kreuz heute oder morgen niederlegen zu können, und nun muß ich ein noch schwereres weiterschleppen, vielleicht auf manches Jahr", sagte er zum Schlusse.

Der Präsident blickte fast verlegen seine Mitrichter an und sagte: „Der Fall ist mir zwar noch nicht vorgekommen, daß ein zum Tode Verurteilter die Begnadigung zurückwies; aber ich glaube, er braucht sie nicht anzunehmen. Wenn also der Verurteilte den Tod vorzieht —"

„Ich glaube die Begnadigung annehmen zu müssen, weil ich unschuldig bin und nicht über mein Leben verfügen darf. Wäre ich schuldig, dann dürfte ich um die Todesstrafe als vollkommene Sühne bitten. So aber glaube ich das mir angebotene Leben, so schwer mir seine Bürde auch sein mag, nicht zurückweisen zu dürfen."

Der Präsident und der Richter beredeten sich über diese Antwort und sahen ihre Richtigkeit ein. Zugleich drängte sich ihnen aufs neue die Überzeugung von der Unschuld des Verurteilten auf. Ein Schuldiger hätte die Begnadigung mit Freuden angenommen; jedenfalls war es undenkbar, daß er die Heuchelei so weit treiben könnte, — so sagten sie sich. Aber ihre persönliche Überzeu-

gung vermochte nun an der vollendeten Tatsache nichts mehr zu ändern. Das Urteil konnte nur durch eine neue Gerichtsverhandlung umgestoßen werden, und diese durfte einzig auf Grund ganz neuer und überzeugender Beweise der Unschuld bewilligt werden, und solche lagen nun einmal nicht vor. Der Präsident fragte also ein letztes Mal:

„Verurteilter, nehmen Sie die Begnadigung an oder nicht?"

„Ich glaube sie annehmen zu müssen."

„So übergebe ich den Verurteilten dem Direktor des Gefängnisses zur Vollstreckung der Deportation im Namen des Gesetzes."

Der Befehl wurde vom Gerichtsschreiber geschrieben, vom Präsidenten unterzeichnet und mit dem Siegel des Gerichtes versehen dem Direktor übergeben. Alsbald befahl derselbe einem Gendarmerie-Sergeanten, den Verurteilten nach Marseille zu begleiten, von wo noch im Laufe der Woche ein Schiff mit Deportierten nach Neu-Caledonien unter Segel ging.

Abbe Montmoulin verneigte sich vor dem Gerichtspersonal und folgte dem Sergeanten wankenden Schrittes in eine Zelle, wo ihm bedeutet wurde, er habe sich sofort umzukleiden. Er mußte das trotz seiner Bitte in Gegenwart des Sergeanten und eines Wärters tun. Mit Tränen in den Augen legte er die Soutane, das Gewand des Priesters, ab. Der Sergeant warf sie in die Ecke und sagte hohnlachend: „Na, wir werden Ihnen für diese schwarze Vogelscheuche eine nette gestreifte Zwilchjacke geben!" Die Leibwäsche, welche Abbe Montmoulin anlegen mußte, trug den Stempel der Deportierten und die Nummer, welche inskünftig sein Name sein sollte. „Sie heißen nun nicht mehr Montmoulin, sondern Nummer 5348, und damit Sie das nicht vergessen, sind alle Ihre Kleider damit bezeichnet", erklärte der Sergeant. „Wir hatten einmal einen Taugenichts aus Paris, der immer seine Jacke auszog, wenn man ihn um seinen Namen fragte, und dazu log: ‚Parbleu! Ich habe kein Gedächtnis für Zahlen, lesen Sie es selbst, Herr!' — Und was haben Sie denn da auf dem Leibe?"

„Mein Skapulier!"

„Fort damit! so ein Ding habe ich noch bei keinem Deportierten gesehen!" Und der rohe Mensch riß dem Priester das geweihte Schutzkleid der Mutter Gottes ab. „So —! nun in die gestreifte Jacke hinein!— Na, was für einen schmucken Kerl wir an Ihnen haben! Nur der Bart ist noch etwas kurz und stachelig und die Tonsur noch nicht völlig zugewachsen. Wird schon kommen! — Noch etwas gefällig?"

„Ich habe die Verpflichtung, täglich mein Brevier zu beten; ich muß also bitten, mir dasselbe zu lassen."

„Hahaha! Nicht übel! Wahrscheinlich wollen Sie auch täglich Messe lesen und Ihren sauberen Kumpanen eine Predigt halten? Die Kerle könnten es brauchen! Aber beruhigen Sie Ihr zartes Gewissen. Sie bedürfen Ihr Lebtag keines Breviers mehr, und mit dem ganzen Pfaffenhandwerk ist es überhaupt für Sie aus und Amen."

„Ich bitte Sie, mein Herr, von dem priesterlichen Berufe mit mehr Achtung zu sprechen", erwiderte Abbe Montmoulin empört.

„Saperlot! Sie hätten ihn mit mehr Achtung behandeln sollen! — Sind wir jetzt fertig?"

Ich muß freilich zugeben, daß der Schein wider mich spricht", sagte betrübt der Verurteilte; dann fügte er demütig bittend bei: „Ich darf doch wenigstens meinen Rosenkranz mit mir nehmen, den ich seit dem Tage meiner ersten Kommunion täglich bete?"

„Nichts da! Das Reglement erlaubt den Deportierten außer der Sträflingskleidung gar nichts mitzunehmen."

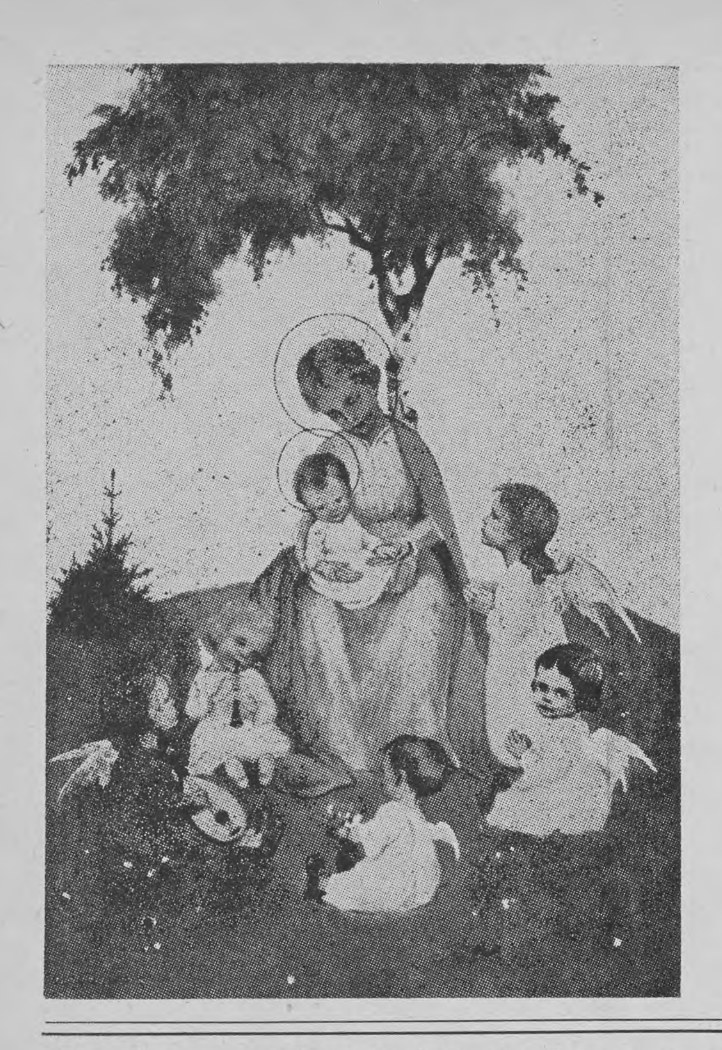
„Der Rosenkranz ist zugleich ein teures Andenken an meine liebe Mutter —"

„Ach, Herr Sergeant", wagte der Wächter schüchtern einzuwenden, welcher den Gefangenen achten und lieben gelernt hatte, „lassen Sie ihm das Ding; er kann ja damit weder sich noch einem anderen Schaden zufügen!"

„Was geht das Sie an? Er soll den Firlefanz nun einmal nicht mitnehmen! Legen Sie ihm die Handschellen an und die vorschriftsmäßigen Fußketten. Ich will unterdessen sehen, ob die Staatskarosse für diesen Herrn angespannt ist."

Damit ging der Sergeant hinaus. Der Wärter ergriff den Rosenkranz und schob ihn dem Verurteilten in die Tasche. „Und wenn es mich meine Stelle kosten sollte, ich kann Ihnen diesen letzten Trost nicht vorenthalten", sagte der wackere Mann und fügte bei: „So wahr ich lebe, glaube ich, daß Ihr die Tat nicht verübtet, derentwegen Ihr verurteilt seid. Verzeiht mir, daß ich gezwungen bin, Euch die Beinfesseln anzulegen. Ich hoffe, daß es mir nicht zur Sünde angerechnet wird, wenn ich auch an einem Priester tue, was leider meines Amtes ist."

„Habt darüber keine Unruhe, guter Mann, und Gott lohne Euch Eure Freundlichkeit", entgegnete Abbe Montmoulin. „Wenn Ihr könnt, so überbringt meinen Abschiedsgruß an meine Mutter und Schwester und an deren Kinder in der Rue de la Colombe Nr. 21. Es scheint, man will mich so rasch fortführen, daß ich sie nicht noch einmal sprechen kann. Und es ist auch so besser. Was wäre es für ein Schmerz für meine arme Mutter, mich in



MARIA

Wie war dein Wesen rein und klar,
o Jungfrau!
Wie frisch gefallner Schnee so rein,
so blütenzart wie Frühlingsbluft,
wie schimmerweißen Mondenschein —
du Reine!

Wie warst du aller Süße voll,
o Mutter!
In hoher Gottesglut gereift
wie eine köstlich edle Frucht,
die nie ein niedrer Hauch gestreift —
du Reine!

Wie bist an Herrlichkeit du reich,
o Herrin!
Du überfließend Gnadenmeer,
o ström' herab du Segensflut
in unser Herz, das arm und leer —
du Reiche!

Henriette Brey

---

diesem Anzuge zu sehen! Sagt ihnen und den beiden Kindern meiner Schwester, ich werde täglich für sie beten."

Die Rückkehr des Sergeanten beendete das Gespräch. Abbe Montmoulin wurde nun dem Gouverneur des Gefängnisses vorgeführt, der ihm die gesetzlichen Bestimmungen vorlas und bedeutete, im Falle der Flucht und Wiederergreifung auf dem Boden Frankreichs habe ein Deportierter öffentliche Brandmarkung und lebenslängliche Zwangsarbeit zu gewärtigen. Dann wurde der Priester von Gendarmen zum Gefängniswagen begleitet; einer derselben stieg mit ihm ein, der Sergeant setzte sich zu dem Kutscher auf den Bock, und fort ging es aus dem Gefängnishofe durch die Straßen der Stadt nach der Bahn.

Das Gerücht von der Begnadigung des Verurteilten und von seiner Überführung nach Marseille hatte sich rasch verbreitet, und Scharen von Pöpel waren an den Bahnhof geeilt, um den Pfarrer, den sie so gerne auf dem Schafotte gesehen hätten, wenigstes bei seiner Abreise zu verhöhnen. Als der Gefängniswagen am Bahnhofe ankam, wurde er mit Heulen und Pfeifen empfangen. Kaum gelang es den Gendarmen, den Priester in das Bahngebäude zu retten.

„An die Laterne mit ihm!" brüllte der Pöpel, und Steine flogen von allen Seiten. Der Wurf eines Gassenjungen traf Abbe Montmuolin ins Gesicht, daß ihm das Blut herniederlief; dann geleitete man ihn durch eine Seitentüre und quer über den abgesperrten Perron rasch in den Wagen, der ihn nach Marseille bringen sollte. Man mußte ein Becken mit Wasser bringen, um ihm das blutige Gesicht zu waschen, und zufällig leistete ihm der Schaffner, der vor Gericht zu seinen Ungunsten ausgesagt hatte, der Küster sei mit dem Zuge abgereist, diesen Dienst.

Der Mann erschrak, als er den Priester erkannte. „Herr, ich glaube nach meinem Gewissen ausgesagt zu haben", sagte er. „Später sind mir doch Zweifel gekommen, ob ich mich nicht geirrt habe. Verzeiht mir, wenn ich Euch unrecht getan!"

Ihnen und allen ist längst verziehen!" sagte Abbe Montmoulin und drückte dem Schaffner die Hand.

Bald setzte sich der Zug in Bewegung. Durch das vergitterte Fensterchen des Verschlages, welcher für

den Gefangenentransport eingerichtet war, sah Abbe Montmoulin noch einmal die Türme von Aix und dahinter die Felskuppe von Ste-Victoire, an deren Fuß sein Pfarrdorf lag, und er sagte traurig: „Auf Nimmer-Wiedersehn!"

Er meinte, der Schmerz wolle ihm das Herz brechen. Erst jetzt nach der Begnadigung kam er zum ruhigen Nachdenken und damit zum vollen Empfinden seines Schicksals. Der Sergeant, der ihm gegenüber ruhig seine kurze Pfeife rauchte, ließ ihm volle Zeit dazu. Abbe Montmoulin hatte sich alles so schön zurechtgelegt: den kurzen Weg zum Schafott, die letzte Lossprechung, welche ihm der Priester auf dessen Stufen erteilen würde, die nochmalige Erklärung seiner Unschuld vor dem versammelten Volke, und dann einen raschen, vielleicht fast schmerzlosen Tod, nach welchem er der Lehre der Kirche gemäß mit Sicherheit auf die ewige Seligkeit rechnen durfte. Und nun sah er sich durch diese unglückliche Begnadigung so weit vom Hafen der Ruhe mitten in die Wogen des Lebens zurückgeschleudert. Und welch eines Lebens! „Ich Unglücklicher! Ich war der herrlichen Krone nicht würdig, nach welcher ich in eitler Selbstüberhebung schon die Hand ausstreckte", klagte er in seinem Innern. Noch nie hatte er die Schwere des furchtbaren Opfers so empfunden, welches ihm die Pflicht des Beichtgeheimnisses auferlegt. Sie schien ihm jetzt fast unerträglich, und eine Art Verzweiflung drohte ihn zu ersticken. Mit aller Macht des Glaubens suchte er dagegen zu ringen; aber wenn auch der Wille in diesem Sturme der Versuchung nicht wankte, über die Bitterkeit des Gefühles hatte er keine Macht. Alles war ihm zum Ekel und Überdruß, und wie ein Wunsch ging es ihm durch die Seele: „Wenn doch der rastlos hinbrausende Zug an irgend einem Hindernis zerschellte, und alles ein Ende hätte!"

Der fromme Priester erschrak über diesen unfreiwilligen Gedanken und flehte unwillkürlich mit Petrus: „Herr, rette mich, ich versinke!" Und nun begann er zu beten. In der Nacht seiner an Verzweiflung grenzenden Trostlosigkeit rief er mit dem Psalmisten den ergreifenden Notschrei einer zum Tode betrübten Seele: „Aus der Tiefe, o Herr, schreie ich zu dir: Herr, höre meine Stimme, und deine Ohren mögen achten auf den Ruf meines Flehens!" (Ps. 128.) „Rette mich, o Gott, denn die Wasser dringen mir bis an die Seele! Fest stecke ich im Schlamme des Abgrundes und habe keinen Halt mehr. Ich treibe auf der Höhe des Meeres, und heiser wurde meine Stimme, und mein Augenlicht versagt, da ich doch auf meinen Gott hoffe!" (Ps. 68.)

Allmählich wurde es ruhiger in seiner Seele. Die Versuchung wich, die Gnade siegte. In ihr fand Abbe Montmoulin die Kraft, Gott auch dieses Opfer zu bringen. Es hörte dadurch nicht auf, schwer und über die Maßen bitter zu sein; aber es wurde doch erleichtert und versüßt durch das Andenken an den Heiland, der den bittern Kelch des Leidens getrunken und das schwere Kreuz für uns getragen hat.

Zweiundzwanzigstes Kapitel

Neu-Caledonien

Abbe Montmoulin hatte sich sein Los unsäglich hart vorgestellt, als er auf dem Zuge Marseille zufuhr; aber die Wirklichkeit war noch um vieles härter.

Schon im Gefängnisse zu Marseille, in welchem er einige Tage auf die Abfahrt des Schiffes zu warten hatte, bekam er einen Vorgeschmack dessen, was er auf der Reise selbst erdulden sollte. Der Priester hatte bisher seine Gefängniszelle gehabt, in welcher ihn niemand in seinen Gedanken und Gebeten störte. Hier wurde er mit über hundert Leidensgenossen in einen gemeinsamen Raum gepfercht und konnte bei Tag und Nacht auch keinen Augenblick allein sein. Und in was für eine Gesellschaft war er gekommen! Der Abschaum aller Gemeinheit und Schlechtigkeit umgab ihn. Diebe, Betrüger, Räuber, Seelenverkäufer, Mörder, Anarchisten — eine wahre Senkgrube moralischer Fäulnis! Schon der Anblick dieser von den schlimmsten und gemeinsten Lastern gebrandmarkten Gesichter war für einen edelen Menschen eine Qual. Viele litten infolge ihrer Laster an ekelhaften Krankheiten. Dann ihre schmutzigen Reden, ihre entsetzlichen Flüche und Lästerungen, in welchen sich der Haß gegen Gott und gegen die Menschen Luft machte!

Mit dem eigenen Spürsinn des Lasters hatten die Gefangenen im Nu heraus, daß der Neuangekommene, der bleich und erschrocken in ihre Mitte gestoßen wurde, keiner von ihnen sei, und er war schon darum aller Feind.

„Hallo!" rief ihm ein Trunkenbold aus Lyon zu, der im Rausche sein Weib erwürgt hatte, und glotzte ihn aus seinem aufgedunsenen Gesichte an. „Was haben wir denn da für ein sauberes Pflänzchen? Seht euch einmal die feinen Händchen an, die noch niemals auch nur einen Schnaps verdient haben! Und das Gesichtchen — ein Betbruder, wie er im Buche steht!"

„Es wird mir übel, wenn ich den Kerl nur ansehe", sagte ein Einbrecher aus Toulon, „er riecht so nach Wachskerzen und Weihrauch! Soll mich der Kuckuck holen, wenn es nicht ein Küster oder gar —"

„Natürlich ist es ein Pfaff!" rief ein Pariser Beutelschneider, der sich hinter Abbe Montmoulin

geschlichen hatte. „Seht nur seine Tonsur! Hahaha! Jetzt wird es lustig, Brüder! Der Pfarrer soll uns predigen und eine feine Choralmesse singen!"

„Ein Pfarrer! ein Abbe!" heulte und höhnte die Schar. Und sofort begannen etliche das Requiem zu plärren, und ein infamer Mensch kniete vor Abbe Montmoulin nieder und begann unter dem wiehernden Gelächter der Bande zum Hohne ein Sündenbekenntnis, daß sich der entsetzte Geistliche schamrot die Ohren zuhielt, während andere von ihm wissen wollten, was er denn sonderlich Frommes getan habe, daß er der Ehre ihrer Gesellschaft gewürdigt sei. Kurz, es war ein Höhnen und Lästern, daß der arme Pfarrer von Ste- Victoire unwillkürlich der Qual gedachte, welche eine verlornen Seele in der entsetzlichen Gesellschaft der Verdammten zu leiden hat. „Das ist ja die Hölle auf Erden!" sagte er schaudernd zu sich.

Fünf Tage hatte er in dem Gefängnisse von Marseille zu warten; dann wurden die Deportierten an Bord des Kanonenbootes „Durance" gebracht. Zwei und zwei zusammen geschlossen, wurden sie von einer starken Gendarmerieabteilung durch die Straßen zum Hafen geleitet. Abbe Montmoulin sah unterwegs einen Priester, den er kannte, aus einer Kirche treten. Der Priester musterte mit traurigem Blicke den langen Zug der Verurteilten und suchte offenbar den Pfarrer von Ste- Victoire, von dessen Verbrechen und „Begnadigung" alle Blätter voll waren. Jetzt erkannte er ihn, mehr an seinem verschämten, bescheidenen Benehmen als an den durch sein Unglück if Laufe eines Monats um viele Jahre gealterten Zügen, und hob entsetzt die Hände empor. Errötend schlug Abbe Montmoulin seine Augen nieder: es war das letzte Zeichen von Mitleid, das er für lange Zeit sehen sollte.

An Bord der „Durance" wurden die Verurteilten alsbald in den unteren Schiffsraum geführt und eng zusammengepfercht auf harte Pritschen an Ringe geschlossen. Solange das Schiff im Hafen blieb, durften sie nicht mehr auf das Deck. Und nun denke man sich diese von Haß und allen bösen Leidenschaften erfüllten Menschen in dem fast dunklen und engen Raume! Und als endlich nach langen Stunden die Maschine zu stampfen und die Schraube zu rauschen anfing, und das Schiff, von den Wogen erfaßt, die ein steifer Südwest ihn in die Flanke warf, zu wiegen und zu rollen begann, stellte sich die jammervollste Seekrankheit ein, doppelt ekelhaft in dem überfüllten Schiffsraume bei den rohen Verbrechern. Die Leiden, welche Abbe Montmoulin jetzt zu erdulden hatte, entziehen sich jeder Beschreibung.

Glücklicherweise trat nach einigen fast unerträglichen Tagen ruhigeres Wetter ein, und es wurde den Sträflingen gestattet, wenigstens einige Stunden auf dem Vorderteile des Verdeckes zuzubringen. Die „Durance" hatte den Kanal von Suez zurückgelegt und dampfte auf dem Roten Meer südwärts. Die Hitze wuchs, und in dem vollgepferchten Schiffsraume konnte man es kaum aushalten. Es war Abbe Montmoulin jedesmal, als sei es ihm unmöglich, sein Los weiter zu ertragen, so oft die Aufseher den ganzen Schwarm der Gefangenen die Schiffstreppen hinab in den schlecht gelüfteten, von dem ekelhaften Geruche der Seekrankheit erfüllten Raum trieben. Schon drei seiner Unglücksgefährten hatten sich über Bord gestürzt, um der Qual zu entgehen, und wenn der Priester nicht so fest im Glauben an Gott, den alleinigen Herrn über das Leben, und an die entsetzliche Versuchung des Selbstmordes herangetreten.

Als das Schiff den Indischen Ozean erreichte und nun die weite Bahn nach der Südküste von Australien steuerte, warfen ihn endlich Elend und Traurigkeit so ernstlich aufs Krankenlager, daß der Schiffsarzt Nr. 5348 in eine etwas bessere abgesonderte Koje zu legen befahl. Wochenlang schwebte er in hitzigem Fieber zwischen Leben und Sterben. Der Arzt, der ihn in seinen Fieberphantasien beobachtete, konnte sich nicht genug über die frommen und reinen Bilder wundern, welche den Kranken beschäftigten. Er predigte in seiner Pfarrkirche und namentlich über die Pflicht des Beichtgeheimnisses; er erklärte den Kindern den Katechismus, und wiederum redete er von Beicht und Beichtgeheimnis; er verkehrt mit seiner Mutter und war voll kindlicher Liebe und Einfalt; einmal stand er auch in seinem Fieberwahne vor Gericht und war sehr aufgeregt. „Sie werden mich verurteilen", stammelte er, „und ich darf ihnen doch nicht sagen, wer es getan hat." Der Arzt kam zur Überzeugung, daß der Kranke unschuldig sein müsse, und sprach dieselbe dem Kapitän gegenüber ganz entschieden aus. Der Kapitän zuckte die Achseln und sagte: „Nummer 5348 ist der Pfarrer von Ste-Victoire, dessen Prozeß ich zufällig ausführlich im ‚Figaro' gelesen habe. Es war mir kein Zweifel, daß die Schuld erwiesen sei. Ich gebe zu, daß ich mir nicht erklären kann, wie der Mann auch in den Fieberphantasien die Rolle des Heuchlers weiterspielt. Aber selbst gesetzt, er wäre unschuldig, so können wir sein Schicksal nicht ändern. Auf Ihre psychologischen Gründe hin wird kein Gerichtshof Frankreichs oder der Welt den Prozeß neu aufnehmen."

(Fortsetzung folgt)

Arm ist nur, wer sich für arm hält.

FATIMA STUDENT BURSE

Mit dem Monat September beginnt auch wieder das neue Schuljahr. Zehn junge Kleriker beenden am 8. September ihr Kloster-Probejahr. Gleich nach Mariä Geburt begeben sie sich ins Priesterseminar der Oblaten zu Battleford, um mit den höheren Priesterstudien zu beginnen. Eine Gruppe anderer junger Leute, Studenten des St. Thomaskollegs, beginnen am selben Tage ihr Kloster-Probejahr. Möge Gott uns alle neuen Priesterstudenten segnen. Da ist so manch einer unter ihnen, der es unserer „Fatima-Student-Burse" zu verdanken hat, daß er heute mit seinen theologischen Studien beginnen kann.

Bisher eingenommen:	$5,563.50
Mr. & Mrs. Duchscherer, Prelate, Sask.	$2.00
Ein Leser, Annaheim, Sask.	1.00
Mrs. M. Multarzynsky, Beebe, P.Q.	2.00
	$5,568.50

Bitte, sendet euere Gaben an: **The Marian Press** Box 249, Battleford, Sask.



